Versuche
zur
Beförderung
wahrer Lebensweisheit.

Von

F. L. Röper,

Prediger zu Dobberan.

Erster Theil.

Zweite Auflage.

Berlin,

bei Friedrich Maurer, 1803.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
I. Tobias.	1
II. Die Wachslichter, oder der Uebergang vom Gottesdienst zur Gottesverehrung.	8
III. Adam, oder die drei Quellen des Glaubens an Gott.	19
IV. Merkurs Official-Bericht von der Menschen Thun und Lassen.	27
V. Der Frauen-Clubb.	50
VI. Gamaliel.	96

I.

Tobias.

Und es begab sich, daß Tobias, da er 59 Jahr alt, und schon seit dreien Jahren und elf Monden blind war, sehr krank, und fast schwach wurde. Und Hanna, sein Weib, war sehr betrübt, und pflegte sein, also daß sie auch nicht von seinem Lager wich: denn Tobias, ihr einiger Sohn, war, vor nicht langer Zeit, nach der Stadt Rages in Meden gezogen. Und wieviel ihrer von der Krankheit des Tobias hörten, kamen zu ihm, um ihn zu sehen, und die Hanna zu trösten. Denn alle Frommen im Lande liebten ihn, und seine Thüre war den ganzen Tag mit Freunden besetzet, die nach ihm fragten, und für ihn

beteten. Denn er war von jedem treu erfunden, und wiewohl er selbst nur wenig hatte, war doch kein Nothleidender ohne Hülfe von ihm gegangen.

Und das Gerücht von seiner Krankheit erscholl auch zu Rabbi Jehuda, Ben Jsaschar, Ben Jochanan. Und Rabbi Jehuda hatte nicht so bald vernommen, daß Tobias so krank und schwach wäre, als er sich aufmachte, und zu ihm ging. Tobias aber, der ihn sogleich an seiner Stimme erkannte, reichte ihm freundlich die Hand, und hieß ihn willkommen; denn er freute sich im Geist, daß ein so frommer und weiser Mann ihn besuchte. Und Rabbi Jehuda trat näher an sein Bette hinan, und sprach zu ihm: Bereite dich Tobias, denn du mußt sterben! Tobias aber antwortete ihm, und sprach: ich habe mich mein ganzes Leben über bereitet, jetzt würde es zu spät seyn! Doch sage mir, woher du weißest, daß ich jetzt schon von hier gehen soll?

Und er antwortete ihm: die Todes-Gestalt deines Antlitzes beweiset mir dieses; drum rathe ich dir, bereite dich: denn für dich ist keine Hoffnung mehr zum Leben! —

Und Tobias, da er dieß hörete, wandte sich schweigend um auf seinem Lager, und ward sehr unruhig im Geist. —

Als nun Rabbi Jehuda sich wegbegeben hatte, hieß Tobias sein Weib und alle Freunde näher an sein Bette treten, und sprach zu ihnen: Du mein liebes Weib, und ihr alle, meine Freunde! ich liebe euch von ganzer Seele, und bliebe gern noch länger bei euch: denn ich weiß, daß auch ihr mich liebt, und mich gerne noch behalten würdet; nun aber, da ich keine Hoffnung mehr zum Leben habe, so kommet her zu mir, daß ich meine Hand auf euch lege und euch segne. Und sie traten alle mit heißen Thränen näher an sein Lager, auf daß sie seinen Segen empfingen; und er weinete selbst als er sie segnete und ermahnete, und

bat sie mit vielen Thränen, daß sie fromm seyn sollten, und den Herrn fürchten. Und wenn unser Sohn zurücke kommen wird, sagte er zu der Hanna, und ich dann schon zu meinen Vätern heimgegangen bin; so segne du ihn in meinem Nahmen, und erinnere ihn an die Lehren und Ermahnungen, die ich ihm so oft gegeben habe. Ich weiß, er wird sie halten und darnach thun. Und hierauf, als er dieß gesagt hatte, bat er, ihn allein zu lassen, auf daß er etwas ruhete: denn er war durch dieses alles sehr ermattet worden, und schlief recht lange. —

Nach dreien Tagen aber erholte er sich fast sehr, und fühlte neue Kräfte, also daß er auch bald von seinem Lager aufstand.

Und nach allen diesen Geschichten, als Tobias völlig wieder gesund und sehend worden, ging er hin zu Rabbi Jehuda, und fragte ihn und sprach: Rabbi! du bist ein weiser Mann, und ein Lehrer in Israel, drum sage

mir, was verdient der Mensch, der einem Schwachen seine Stütze, an der er sich kaum noch aufrecht halten kann, aus der Hand schlägt?

Und Rabbi Jehuda antwortete ihm, und sprach: Wehe dem Menschen, der solchen Frevel übt! er verdienet, daß er ausgestoßen werde aus dem Volke, und daß sein Name nicht mehr genannt werde in Israel!

Wie aber, versetzte Tobias, wenn er es thäte, in der Meinung, ihm einen Dienst damit zu leisten?

Und Rabbi Jehuda antwortete ihm: ich weiß nicht, wie das zugehen sollte, es sey denn, daß er von einem bösen Geiste verblendet worden!

Und welches Urtheil, fragte Tobias, würdest du alsdann über ihn sprechen? Was sagt Rabbi Jehuda, daß ein solcher Mensch verdiene?

Was anders, antwortete er, als die Stra-

ſe, die jeder Verirrte verdienet: Zurechtweiſung und Belehrung!

So laß dich denn belehren, fuhr Tobias fort. Siehe! ich war blind, und gleichwohl wünſchte ich noch zu leben. — Gott hatte mir noch Hoffnung gelaſſen, du aber wollteſt mir dieſe Hoffnung rauben. — Rabbi! Es iſt nicht recht, daß ein Menſch dem andern nehme, was Gott ihm noch gönnt! — Es fehlte nicht viel, und du hätteſt mich getödtet: denn der Glaube macht lebendig, aber der Glaube tödtet auch. — Drum bitte ich dich, ſprich hinfort keinem Menſchen das Todesurtheil, es ſey denn, daß du ihn dadurch allein bewegen könneſt, ſein begangenes Unrecht wieder gut zu machen, oder ein im Geſetz befohlnes gutes Werk zu thun, was er ſonſt nicht thun würde. Da mag es andern frommen, ihm ſelber aber frommt es nicht; denn was aus Furcht geſchieht, iſt nicht angenehm vor Gott dem Herrn! —

So sprach Tobias. Rabbi Jehuda aber erkannte es, daß Tobias wahr geredet hatte, und beschloß bei sich, fortan keinem die Hoffnung des Lebens zu nehmen, so lange Gott ihm dieselbe noch lassen würde; denn was das Werk unsers ganzen Lebens seyn sollte, sprach er bei sich selbst, das mag auf dem Krankenlager und auf dem Sterbebette nicht mehr eingeholet werden! Und wäre es dem Menschen gut, die Stunde seines Todes zu wissen: so würde der Herr sie seinen Augen nicht verborgen, und die Hoffnung des Lebens dem Sterbenden nicht gelassen haben. Warum will doch der Mensch weiser seyn, als Gott, und seine Einrichtungen meistern! Der Herr ist gerecht und gütig! Gelobet sey der Name des Herrn!

II.

Die Wachslichter,

oder

der Uebergang vom Gottesdienst zur Gottesverehrung.

Ich habe dem lieben Gott, — sagte Meister Stenax, ein alter Sünder, und Bürger zu L — z, dem Prediger, den er zu sich hatte rufen lassen, weil er sehr krank war, und für sein Leben fürchtete, — ich habe dem lieben Gott schon einigemal in Krankheiten ein Wachslicht gelobt, wenn er mir wieder aufhelfen würde, und da hat der liebe Gott mich denn auch gnädig erhört: ich habe aber auch jedesmal mein Gelübde ehrlich gehalten. Dießmal nun, lieber Herr Pastor, bin ich weit schlimmer

dran als je, drum habe ich mir vorgenommen, wenn Gott mir auch von diesem Krankenlager wieder aufhilft, ihm zwei recht besonders schöne und große Wachslichter auf den Altar zu geben. Ich will das hiemit in Ihrer Gegenwart geloben, und gewiß, Herr Pastor, Sie sollen sehen, daß ich auch dießmal der Mann bin, der sein Wort hält!

Ist das alles, fragte der Prediger, was Er mir zu sagen hat?

Ja, lieber Herr Pastor! ich wollte gern, daß Sie Zeuge wären von meinem Gelübde, und so Gott will, sollen Sie auch Zeuge seyn, daß ich es halte.

Aber, mein Freund, erwiederte der Prediger, was kann dem lieben Gott mit Seinen Wachslichtern gedient seyn? Er sollte ihm lieber Sein Herz zum Opfer bringen und einen bessern Wandel zu führen geloben: das würde dem lieben Gott viel angenehmer und wohlgefälliger seyn, als Seine zwei Wachslichter.

Sie müssen das freilich besser wissen als ich, Herr Pastor, entgegnete ihm der Alte; es ist aber denn doch allemal eine Ehre, die man dem lieben Gott damit erzeigt; auch billigte es der vorige Herr Pastor, Gott habe ihn selig! recht sehr. Und was Sie da weiter gesagt haben, daß ich Gott mein Herz zum Opfer bringen sollte, — aufrichtig zu sprechen! weiß ich nicht, wie Sie das recht meinen. Ich habe die Redensart wohl öfters gehört; allein sein Herz, Herr Pastor, kann ja niemand weggeben, so lange er noch zu leben denkt. Und, nicht für ungut, daß ich mich Ihres Ausdruks bediene! was kann dem lieben Gott damit gedient seyn, daß ein Mensch ihm sein Herz giebt? Was Sie aber von Besserung des Wandels gesagt haben, das verstehe ich wohl, und, wenn es allein darauf ankommt, so will ich auch das geloben, und wenn Sie es nöthig finden, lieber gleich auch das Abendmal nehmen.

So viel Mühe sich der Prediger gab, ihm richtigere Begriffe von Gott, und von der Gottesverehrung beizubringen, so wenig war bei dem Alten etwas auszurichten. Er kam immer wieder auf seine verjährten Ideen zurück, und der Prediger mußte am Ende sich damit begnügen, daß er ihn dahin vermogt hatte, außer den beiden Wachslichtern, dem lieben Gott auch Besserung des Lebens, reichliche Wiedererstattung des mit Unrecht an sich gebrachten fremden Gutes, und zur Vergütung dessen, was er nicht wiederersetzen konnte, 2000 Rthlr. an die Armencasse zu geloben; jedoch machte Meister Stenax bei dem letzten Punkte, die ausdrückliche Bedingung, daß diese Summe nur dann, wenn er wieder gesund würde, den Armen zu Theil werden, sonst aber seinen Erben verbleiben sollte: um, wie er nicht undeutlich zu verstehen gab, den lieben Gott, auf solche Weise, desto sicherer zu seiner Gesundmachung zu bestimmen.

Der Alte ward gesund, und sein Erstes war, daß er die Wachslichter bestellte und die 2000 Thaler auszahlte; er vergaß aber auch das Gelübde der Besserung nicht. Er gewöhnte sich das Fluchen ab, ließ das Saufen nach, ging alle Sonntage regelmäßig zur Kirche, und alle Quartal zum Abendmal, beobachtete auch von nun an im Handel und Wandel die strengste Redlichkeit. Anfangs alles nur aus abergläubischer Furcht vor Gott, weil ihm bange war, daß Gott ihn sonst wieder aufs Krankenbette werfen, oder wohl gar mit einem schnellen und bösen Tode bestrafen würde. — Nach Verlauf einer geraumen Zeit aber ward er inne, daß er, bei dieser Lebensweise, sich in der That weit besser befände; daß seine Mitbürger ihm nunmehr mit weit mehr Achtung und Liebe begegneten; daß er, seiner zunehmenden Jahre ungeachtet, stärker und gesunder ward, und — was ihm am meisten wohlthat — er fühlte sich um so vieles ruhiger, heiterer und zufriedener

mit sich selbst, daß er, nach seiner wiederholten Versicherung, von der Zeit an erst seines Lebens recht froh geworden. Nun sah er auch ein, was ihm vormals überall nicht in den Sinn wollte, daß die tugendhafteste Lebensweise die vergnügteste sey, und daß die Tugend auch dann noch ihre Verehrer beselige, wenn sie mit Aufopferungen und Entsagungen verbunden ist. Er blieb bei seiner bessern Lebensweise nun nicht mehr aus Furcht vor Gott, oder vor einem bösen schnellen Tode; sondern weil er Wohlgefallen am Guten, und Mißfallen am Bösen fand: und so gieng er auch nicht mehr zur Kirche, um Gott damit zu dienen, sondern weil die Erinnerung an Gott, den er nun nicht fürchtete, sondern als seinen Urheber, und den Urheber alles Guten, als seinen treusten Freund und größten Wohlthäter, von ganzem Herzen liebte und verehrte, ungemein herzerhebend und erfreulich für ihn war; weil sein gebessertes Herz ihn aufforderte, sich mit seinem Gott

zu unterhalten, und ihm für alles Gute, das er an ihm gethan, zu danken.

Nach vielen Jahren endlich, die er also in Frömmigkeit und Tugend froh verlebt hatte, ward er in seinem hohen Alter wieder krank, und — gelobte keine Wachslichter, auch kein Kapital für die Armen, sondern bestimmte, weil er keine nahen und dürftigen Verwandten hatte, die Hälfte seines Vermögens zur Anstellung eines neuen Lehrers an der Schule seiner Vaterstadt, der von dem Ertrage desselben besoldet werden, und vorzüglich dahin streben sollte, der Jugend aus der untern Volksklasse, geläutertere Begriffe von Gott und von der Gottesverehrung beizubringen, ihr das Unrecht und das Laster in ihrer ganzen Schädlichkeit und Schändlichkeit, die Tugend und das Gute hingegen nach ihrer wahren Liebenswürdigkeit und Schönheit darzustellen, und sie auf solche Weise, durch wohlthätige Belehrung, frühe dahin zu bringen, wohin er — das einzige,

was ihn noch traurig machen konnte — so spät, und durch so viele unselige Verirrungen gekommen war.

So steht die Gottesverehrung allemal im richtigsten Verhältnisse zu der sittlichen Bildung des Menschen, diese als Ursache, jene, Gottesdienst oder Gottesverehrung, als natürliche Wirkungen. In der Regel erhebt sich der Mensch, so wie das ganze Menschengeschlecht, zumal unter der drückenden Vormundschaft einer vernünftelnden Politik nur allmählig vom Aberglauben und vom groben Gottesdienste zum feineren, und von hier, nach langer Zeit, durch mannigfaltige Belehrungen, endlich zur Gottesverehrung. Doch kann sich die reine Gottesverehrung in dem noch unverdorbenen, sich selbst überlassenen Menschen, auch ohne diesen weiten beschwerlichen Umweg, durch die edleren Gefühle der Liebe und Dankbarkeit erzeugen; sie kann aber nicht aus dem bloßen Raisonnement hervorgehen; sie kann nicht gebo-

ten und erzwungen, wohl aber vorbereitet und befördert werden; sie bedarf zwar keiner gelehrten und vollendeten Erkenntniß, kann aber durchaus nicht unter den Dornen des Aberglaubens und obwaltender Irrthümer aufkommen; sie bedarf vor allen Dingen eines reinen, guten, gefühlvollen Herzens.

Der ganz rohe, am Verstande und Herzen noch ungebildete Mensch, auf der untersten Stuffe der Kultur, kennt kein größeres Gut, welches er mittheilen könnte, als vollauf Essen und Trinken; er opfert seinem Gott daher, wenn er ihn versöhnen, für seinen Vortheil gewinnen, oder seine Gunst sich sichern will — denn eines reinen uneigennützigen Dankopfers scheint er nicht fähig — was ihm selbst das liebste und treuste ist, sein bestes Lamm, Böcke, Stiere, und die Erstlinge von seinen Früchten. Er übt damit den Gottesdienst, der auf seiner Stuffe der einzig mögliche ist.

Ein anderer ist schon zu einer höhern

Stuffe der Bildung gelangt, er hat schon Sinn für Ruhm und Ehre. Lob und Achtungsbezeugungen sind ihm mehr werth, als alle Vergnügungen der Tafel; darum opfert er seinem Gott auch keine Opfer von Böcken und Rindern, oder andern genießbaren Dingen; er verehrt ihn dadurch, daß er ihm Loblieder singt, ihm viele hochtönende Namen beilegt, mit entblößtem Haupte, mit gefalteten Händen und gebeugten Knien zu ihm betet, alle gottesdienstlichen Gebräuche und Feierlichkeiten aufs pünktlichste beobachtet, und statt der Lämmer oder Böcke, seinem Gott zu Ehren, prächtige Tempel und Altäre, reiche Kanzeldecken, oder vorzüglich schöne und große Wachslichter weihet. — Auch dieser übt noch bloßen Gottesdienst, wie wohl er, bei einem gefühlvollen und dankbaren Herzen, nicht mehr ferne von der wahren Gottesverehrung ist.

Erheben wir diesen letztern nur noch um eine Stuffe, berichtigen und läutern wir seine

Begriffe von Gott, seinem Wesen und Willen, so wie von seinem Verhältnisse zur Welt und zum Menschen; geben wir ihm dabei einen richtigen Sinn für das, was wahr, was gut und schön ist, verbunden mit einem gefühlvollen Herzen, und wir haben alles, was zur wahren Gottesverehrung nöthig ist. Sie darf dem also gebildeten und veredelten Menschen nicht geboten werden; sie ist Bedürfniß seines Herzens. Der Gedanke an Gott ist ihm der Gedanke an das höchste, an das heiligste und gütigste Wesen; die Betrachtung seiner Werke und Einrichtungen im Reiche der Natur und der Sitten, erfüllt seine Seele mit der ehrfurchtsvollsten Liebe und Bewunderung; jede Wohlthat, jeder Freudengenuß stimmt ihn zu frohen Dankgefühlen, zur innigsten, sich hingebenden Liebe, und zum demuthsvollsten Vertrauen. Er verehret Gott im Geist und in der Wahrheit.

III.

Adam,

oder

die drei Quellen des Glaubens an Gott.

Ein alter Sophist behauptet: Furcht und Unwissenheit haben die Götter hervorgebracht; ein anderer behauptet, die Politik habe die Götter in die Welt eingeführt, Nein! sagt ein dritter, und diesen liebe ich wegen seines edlen Begriffes von der Menschheit: Liebe und Dankbarkeit haben den Glauben an die Götter erzeugt.

Wer die Götter allein aus der Furcht oder Unwissenheit hervorgehen läßt, erniedrigt damit die Menschen zu blödsichtigen und feigen Sklaven, und die Götter zu bloßen Kinder-

scheuchen. Wer ihren Ursprung in der Politik aufsuchen und finden will, der macht die Menschen theils zu listigen Betrügern, theils zu elenden Schwachköpfen und Betrogenen, und die Götter wiederum zu bloßen Hirngespinnsten. Nur der, welcher den Glauben an die Gottheit aus der Liebe und Dankbarkeit herleitet, läßt Gott und Menschen die gebührende Ehre wiederfahren; er kündigt damit jenen als ein wohlthätiges, und diese als moralisch gute und edle Wesen an.

Aber wer von diesen dreien hat die Wahrheit auf seiner Seite? Wessen Ableitung ist die richtigere? Ich denke, sie haben alle drei etwas Wahres gesagt, nur daß sie sich nicht bestimmt und deutlich genug ausgedrückt haben.

Furcht und Unwissenheit haben die Götzen und den Götzendienst hervorgebracht; die Politik hat hierauf den Staats- oder Kirchen-Glauben, und den Gottesdienst gebauet; Liebe und Dankbarkeit aber haben, auf Eingebung

der Vernunft, die Religion und die Gottesverehrung erzeuget, und die ausgebildete Vernunft hat sie mit dem Siegel der Wahrheit bestätiget.

Vielleicht wird dieß durch folgende Erzählung deutlicher werden.

Adam lebte noch mit der Eva, im Stande der Unschuld, die ersten Tage seines Lebens, da sammelten sich am Abend eines schwülen Sommertages, tief am Horizonte, schwarze Gewitter-Wolken, die mit jedem Augenblicke finstrer wurden, und sich immer höher aufthürmten, also daß es fast dunkel ward. Adam sah die schwarzen Gewitter-Wolken, und die so schnell herbei gekommne dunkle Nacht mit innerlichem Schauder, und wußte nicht, was er dazu denken sollte: denn bis dahin war der Himmel des Paradieses noch immer klar und heiter gewesen. Plötzlich entstand ein schreklicher Orkan, und ein hellleuchtender Blitzstrahl brach, mit einem fürchterlichen Donnerschlage, aus den schwarzen Wolken hervor, und zer-

schmetterte vor Adams Augen, eine ihm nahe stehende hohe Ceder. Nun folgten Blitze auf Blitze, und Schlag auf Schlag, also daß der ganze Himmel in Feuer stand, und die Erde unter seinen Füßen erbebte. Vor Angst und Schrecken wie versteinert stand Adam mit der Eva da; er fuhr bei jedem Blitzstrahl und bei jedem Donnerschlage zusammen, und fühlte sich wie vernichtet. Die grausenvolle Dunkelheit, die heftigen Blitze, und die zerschmetternden Donnerschläge, alles zusammen wirkte auf ihn, wie der Anblick des Hochgerichtes auf den größten Missethäter. In diesem Zustande der Angst und des Schreckens entstand der Gedanke an ein höchstmächtiges und furchtbares Wesen, und die Gottesfurcht — die Mutter des Götzendienstes — in seiner Seele.

Als endlich der Sturm sich gelegt, das Gewitter ausgetobt, und ein erquickender Regen, — gleichfalls der erste, den Adam erlebte — die fast verdorrten Bäume und Pflan-

zen wieder erfrischt hatte, so daß die ganze Natur wie neugeboren war: da ging Adam mit seiner Eva Hand in Hand im Paradiese umher, und die erquickende reine Luft, die er jetzt einathmete, der Anblick des heitern Himmels, und der ganzen neubelebten Natur, durchströmten seine Seele mit noch nie empfundenen Gefühlen. Eva, seine holde Freundinn, hatte die sanftern Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit schon längst in seiner Seele geweckt, allein noch nie hatte er empfunden, was er jetzt empfand; seine Brust war ihm so weit, und sein Herz so voll von den mächtigsten, wie wohl ihm selbst unerklärbaren Empfindungen der Freude und der dankbarsten Verehrung, daß er Freudenthränen vergoß, und, im frohen Gefühle seines Daseyns, und des ihn umgebenden Guten, niederknieete, und dankend anbetete. In diesem Augenblicke ward der Glaube an ein wohlthätiges göttliches Wesen, und die Gottesverehrung in seiner Seele

empfangen, und die Vernunft brachte allmählig, so wie sie durch Beobachtung und Nachdenken entwickelt und in sich selbst vollkommner ward, den Glauben an Einen höchstmächtigen, höchstweisen, höchstgütigen und heiligen Urheber, und Regierer aller Dinge zur Reife und Vollkommenheit. —

Lange nach Adams und aller Erzväter Zeiten, als die Menschen sich schon über den größten Theil der Erde verbreitet, in Staaten und abgesonderte Gesellschaften vereiniget hatten: da bemerkten einige schlaue Gesetzgeber und Gewalthaber im Volke, daß nichts in der Welt ihnen selbst mehr Ansehen, ihren Befehlen unumschränktere Folgsamkeit, und ihrer Macht mehr Festigkeit gewähren könnte, als wenn es ihnen gelänge, sich selbst als die Gesalbten, die Vertrauten und Stellvertreter der Gottheit, und ihre Befehle als göttliche Gesetze einzuführen. Sie benutzten deshalb den allen Menschen eingepflanzten Glauben an ein göttliches

Wesen, um die Menschen in ihrer Unterwürfigkeit und im Gehorsam zu erhalten. Sie waren listig und niedrigdenkend genug, alle aus Furcht und Unwissenheit entsprungenen Mißgeburten, und Verirrungen des Volks, zu ihrem Vortheil zu benutzen, den Aberglauben gesetzlich zu machen, und auf dieser Grundlage eine Staatsreligion und ein Glaubensgebäude zu errichten, so wie sie es ihren Privatabsichten am angemessensten fanden. Auf solche Weise wurden der Götzendienst, so wie der Gottesdienst und der Aberglaube, mit allen Gebräuchen und Irrthümern, zur gesetzlichen Staatsreligion und zu unverletzlichen Glaubensregeln erhoben, und durch das Schwerdt der Gewalthaber geschützt und fortgepflanzt. —

Die Götter der Erde sind wohl mächtig genug, um die guten Anlagen der menschlichen Natur zu verderben, Gutes in Böses, Licht in Finsterniß zu verkehren, und so auch

die vorhandenen Religionsmeinungen zu ihrem Interesse zu benutzen, höchstens sie ihrem Eigennutze und ihrer Herrschsucht gemäß zu modeln, aber zu schwach, einen allgemeinen Glauben zu schaffen, der nicht ohnehin schon der menschlichen Seele natürlich wäre.

IV.

Merkurs Officialbericht von der Menschen Thun und Lassen.

Jupiter hatte schon seit langer Zeit, durch die Fama, sehr viel von den Thorheiten seiner Lieblingskinder, der Menschen, gehört, ohne weiter darauf zu achten. Die Fama, pflegte der gute Göttervater bei solchen Gelegenheiten wohl zu sagen, macht alles ärger als es ist, sie lebt und nährt sich am liebsten von Verleumdungen. Das frommt nicht! Ueberhaupt höre ich nicht gern etwas Nachtheiliges von den Menschen; es stört mich allemal in meinem frohen Selbstgenuß, ohne daß es dadurch bes-

ser mit ihnen wird, und — damit ihrs alle wißt! — wer mich ohne Noth mit unangenehmen Dingen unterhält, der ist nicht mein Freund.

So nachdrücklich hatte sich Jupiter über diesen Punkt erklärt; gleichwohl blieben die ärgerlichen Gerüchte nicht aus, und wurden endlich gegen den Ausgang des 18. Jahrhunderts mit so vielen Zeugnissen und Beispielen bestätiget, daß Vater Jupiter den Anfoderungen der Juno, sich einen officiellen Bericht darüber einzufodern, nicht länger widerstehen konnte. Er sandte deshalb den Merkur mit dem Befehl auf die Erde: die Menschen nach ihrem Thun und Lassen aufs sorgfältigste zu beobachten, und ihm sodann einen genauen, wahrhaften Bericht davon zu erstatten. Hüte dich aber, mein Sohn, sagte er ihm bei Seite, daß du die armen Erdenkinder nicht zu strenge beurtheilest, und keine übermenschlichen Vollkommenheiten von ihnen foderst: denn sie sind nun einmal Menschen und nicht Götter; sie sind aber gleich-

wohl die Kinder meines Geistes und meinem Herzen theuer, deshalb erwarte und fodere ich von dir, daß du, aus schuldiger Ehrfurcht und Liebe zu mir, an diesen meinen Lieblingsgeschöpfen alles, was ihrer natürlichen Schwachheit wegen nicht zu ändern ist, zum Besten kehrest, oder lieber ganz mit Stillschweigen übergehest, und nur solche Mängel rügest, die sich verbessern lassen. Auch werde ich es mit gnädigem Wohlgefallen bemerken, wenn du mir die etwanigen Thorheiten und Verirrungen der Menschenkinder nicht in dem beleidigenden Tone eines strengen Sittenrichters und Zuchtmeisters, sondern auf irgend eine feinere Weise vorträgst. Unsern schönen Olympierinnen muß Apoll, wie du weißt, die Pillen übersilbern, die sie mit gutem Willen einnehmen sollen: und ich, für meine Person, verlange durchaus, daß man mir alles Unangenehme — wenn es nicht anders seyn kann — wenigstens mit guter Manier anzubringen suche. Von groben Bosheiten

und Frevelthaten endlich mag ich überall nichts wissen. Sie sind mir ein Greuel, und ich habe sie ein für allemal den unerbittlichen Verfügungen der Nemesis überantwortet.

So sprach Vater Jupiter, und der diensteifrige Götterbothe verbeugte sich tief, und eilte mit schnellem Fluge zur Erde, um den ihm gegebenen Auftrag zu vollziehen. Er besuchte zu dem Ende alle Reiche der Erde, und verfertigte von einem jeden Lande, welches seine eigne Sprache hatte, auch einen eigenen Bericht in der Sprache des Landes. Folgendes ist ein Fragment aus seinem Berichte über Deutschlands Söhne und Töchter.

Freue dich Jupiter! Deine Lieblingskinder, die Menschen, sind auch hier zu Lande nicht so arg und thörigt, als die Fama vorgiebt. Sie sollen eitel, stolz und selbstsüchtig seyn; sie sollen zu sehr am Leben hangen, beständig mit sich selbst im Widerspruche stehen, den Trug-

gestalten ihrer Sinne zu viel Glauben beimessen, und was dergleichen mehr ist. —

Guter Jupiter! Wie ist es möglich, daß die Fama diesen guten, lieben unschuldigen Seelen solche Dinge hat nachsagen können! —

Weniger Stolz und größere Bescheidenheit habe ich auf Erden nicht gefunden. Oder läßt sich wohl eine größere Bescheidenheit denken, als wenn ein großes, selbstständiges, und schon sehr gebildetes Volk, ein Volk, das an Kopf und Herzen, an Künsten und Wissenschaften keinem andern nachsteht, vielmehr fast alle guten Eigenschaften seiner Nachbarn in sich vereinigt, wenn ein solches Volk gleichwohl alles, was ausländisch, englisch oder französisch ist, oder auch nur heißt, höher achtet, als seine eignen Erzeugnisse? — Läßt sich eine größere Bescheidenheit denken, als wenn ein gebildetes Volk, mit Verachtung seiner eignen, sehr reichhaltigen und gebildeten Landessprache, sich um die Erlernung fremder, zum Theil schon

ausgestorbner Sprachen, mehr Mühe giebt, als um die Erlernung seiner eignen Muttersprache, und nicht nur mit Ausländern aus Noth, sondern auch unter sich, aus angeborner Demuth, lieber in fremden Zungen schlägeln und radebrechen, als in seiner eignen wohl und richtig sprechen will? — Diese außerordentliche Bescheidenheit ist nirgends zu finden, als nur hier zu Lande. —

Doch dieß ist alles noch nichts gegen die Beispiele von fast rührender Demuth, die ich dir jetzt anführen werde. Ich habe hier, so wie in Spanien und Italien, Menschen zu Tausenden gefunden, die sich selbst für so nichtswürdig halten, daß sie überall nichts zu seyn, und durchaus kein Recht zu haben glauben, in der Gesellschaft ihrer Mitbürger auch nur geduldet zu werden, wenn sie keine schriftliche Versicherung von ihrem Landesherrn haben: daß sie aus besonderer Gnade, und für gute Bezahlung, so angesehen werden

sollen,

sollen, als ob sie etwas wären. In ihrer Sprache nennen sie dieß: sich einen Titel oder Charakter geben lassen, und setzen dann hierin, so wie andere in den Charakter ihrer Vorfahren, ihren ganzen Werth, und ihren größten Ruhm. — —

Die Weiber freilich, vorzüglich die jüngern unter ihnen, so wie die jungen Mädchen, besonders wenn sie etwas Geist und Leben haben, sehen zuweilen mehr auf die Figur, als auf den Titel. Ich habe es selbst gesehen, daß eine junge Schöne einen alten schwachen Herrn, ungeachtet er eine solche schriftliche Versicherung vom Landesherrn aufzuweisen hatte, nichts desto weniger sehr verächtlich behandelte, und dagegen einem jungen, wohlgebildeten und blühenden Manne, der überall keine landesherrliche Beglaubigung seines Werthes aufzeigen konnte, sehr liebreich und holdselig begegnete. —

Bei dem allen haben die Weiber doch, fast ohne Ausnahme, eine so geringe Meinung von

ihrem eignen Geschmack, und von ihrer eignen Erfindungsgabe, daß sie sich lieber nach den Vorschriften ausländischer, oft sehr verworfner und verkrüppelter Weiber kleiden, als nach ihrem eignen Geschmacke. Auch diese Art von Bescheidenheit ist nirgends mehr zu Hause, als hier zu Lande. Und alle übrigen Proben von Bescheidenheit, die ich unter den Männern und Weibern andrer Länder fand, die fand ich auch hier. Auch hier giebt es Männer, die, ungeachtet es längst bekannt ist, daß du kein Amt ertheilest, ohne zugleich die dazu nöthigen Kenntnisse und Gaben beizufügen, gleichwohl sich für untüchtig halten, ihre Amtsgeschäfte selbst zu verrichten, dieselben daher gänzlich ihren Collegen oder untergeordneten Dienern überlassen, und für sich weiter nichts, als bloß die Ehre und die Einnahme zurückbehalten. —

Auch hier giebt es Weiber, die ihre natürliche Gestalt und Farbe so widerlich finden,

daß sie es nicht wagen, ohne allerlei künstliche Verbesserungen ihrer Haut und ihres Wuchses, in einer anständigen Gesellschaft zu erscheinen.

Ich könnte noch unzählig viele Beweise von Demuth und Bescheidenheit, die ich hier gefunden habe, anführen; doch das erwähnte mag genug seyn, zu beweisen, wie sehr die Fama diesen guten Kindern zu nahe gethan, wenn sie sie des Stolzes und der Eitelkeit bezüchtiget.

Eben so verhält es sich auch mit dem Vorwurfe der Selbstsucht und des Eigennutzes, wovon die Fama nicht aufhören konnte zu reden. Die guten Menschen sind vielmehr, der größern Zahl nach, hier wie überall, nichts weniger, als selbstsüchtig; sie lieben im Gegentheil, fast mögte ich sagen, alles andere mehr, als sich selbst. Sie sorgen weit angelegentlicher für ihr Geld und Gut, für ihren Acker und ihr Vieh, als für die Ausbildung ihres Verstandes und die Veredelung ihres Herzens.

Es liegt den mehrsten unter ihnen überall nichts daran, wie leer ihr Kopf, wie geringe ihr Vorrath an Ideen seyn mag, wenn ihr Geldkasten nur recht voll, und ihr Vorrath in Küche und Keller recht groß und ansehnlich ist. Man ißt und trinkt daher gewöhnlich da am besten, wo man am schlechtesten denkt. Doch muß ich bemerken, daß die guten Trinker, in der Regel, mehr Geist haben, und besser denken, als die leckern Esser. —

Noch viel weniger kann ich der Fama darin beistimmen, wenn sie andere deshalb geizig zu nennen beliebt, weil sie an ihre Kinder nichts wenden mögen, und sie lieber ohne alle Erziehung aufwachsen lassen, als die schweren Erziehungs- und Unterrichts-Kosten tragen wollen. Die Kinder können ja frühzeitig sterben, und damit wären dann nicht nur die Kinder, sondern auch das für sie verwendete schöne Capital verlohren. Gesetzt aber auch, daß die Kinder am Leben bleiben; so ist es gleichwohl nicht

rathsam, sein Geld auf eine so mißliche Weise anzulegen: denn mit Kenntnissen und Wissenschaften lassen sich heut zu Tage hier nur selten vortheilhafte Negocen machen, und als Hypothek gelten sie — wie jeder weiß — überall nichts.

Um endlich alles, was die Fama von Eigennutz und Engherzigkeit sagt, mit einemmale und auf eine recht einleuchtende Weise, zu widerlegen, darf ich nur sagen, und ich sage es mit Warheit, daß es, vorzüglich unter dem weiblichen Geschlechte, und hier wiederum ganz besonders unter den alten Jungfern und kinderlosen Wittwen, überall menschenfreundliche Seelen giebt, die sich weit mehr um alles andere, als um sich selbst und ihre eigenen Angelegenheiten bekümmern; die aus edler Theilnahme an allem, was ihre Nachbarn und Nachbarinnen thun und lassen, genießen und leiden, und um die Wißbegierde ihrer gleichgesinnten Schwestern zu befriedigen, Regen und Sturm-

wind, Schnee und Frost, ja selbst den tiefsten Schmutz nicht achten, wenn es darauf ankommt, eine Neuigkeit zu überbringen, oder einzunehmen. Fama nennt sie geschäftige Müßiggängerinnen und Schwätzerinnen, ich aber bin der Meinung, sie sollten vielmehr Vormünderinnen und Sprecherinnen der Menschheit heißen. Und — im Vertrauen gesagt — wenn dir dein guter Name auf Erden lieb ist; so hüte dich, daß du diesen holden Damen ja nichts zuwider thust, und beschließe lieber sogleich: daß sie nicht aufhören sollen, sich um die Menschheit wohl verdient zu machen. —

Was die Menschen recht eigentlich vom Leben halten, habe ich nirgends mit Zuverlässigkeit erfahren können. Aus ihren mündlichen und schriftlichen Aeußerungen läßt sich durchaus nichts Entscheidendes folgern, weil ihre Urtheile hierüber eben so veränderlich als widersprechend sind. Aus ihrem Verhalten aber scheint es mir ganz unwidersprechlich zu seyn, daß ih-

nen, wenigstens der größern Menge unter ihnen, das Leben zur Last fällt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß sie ihre besten Jahre durch Müßiggang und übermäßigen Schlaf ertödten, und ihr Lebensziel durch Ausschweifungen im Essen und Trinken, im Tanzen und Walzen, durch ungestüme Leidenschaften, und durch schändliche Wollüste aller Art, um die Hälfte und mehr verkürzen.

Ich habe achtzigjährige Jünglinge und zwanzigjährige Greise gefunden; jene hatten drei Viertheile ihres Lebens in Schlaf und gedankenlosem Müßiggange vergeudet, und diese hatten, durch Ausschweifungen aller Art, den Keim des Lebens in ihrer Jugend zerstört. So wirthschaften Millionen Menschen mit ihrer Zeit und mit ihrer Lebenskraft, und gleichwohl behauptet Fama, daß sie zu sehr am Leben hangen! Freilich hört man sie nicht selten über die Kürze und Flüchtigkeit des Lebens jämmerliche Klaglieder anstimmen: allein wer wird

sich dadurch irren lassen, da ihre Thaten und ihr ganzes Verhalten die entgegengesetzte Denkungsart so auffallend beweisen.

Ohne mich auf die übrigen eben so grundlosen als ärgerlichen Beschuldigungen der Fama weiter einzulassen, füge ich nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzu, so wie sie mir auf meinen Wanderungen aufgefallen sind.

Im Ganzen liegt den Menschen mehr daran, in den Augen anderer glücklich und wohl zu seyn, als in ihrem eignen Gefühle. Der Schein ist ihnen viel wichtiger, als die Wirklichkeit. Es ist daher nichts ungewöhnliches, daß sie ein wirkliches Gut aufopfern, um ein bloß scheinbares wieder zu erlangen, und wirkliche sehr fühlbare Uebel über sich bringen, um bloß scheinbare abzuwenden. Nichts findet man häufiger, als Menschen, die sich arm machen, um reich zu scheinen; die die Achtung ihrer Mitbürger aufopfern, um bloß äußerli-

che Ehrenbezeugungen dafür zu erlangen; und Ehegatten, die öffentlich sehr zärtlich gegen einander thun, so bald sie aber ohne Zeugen sind, sich alles ersinnliche Herzeleid zufügen. Doch! ich würde kein Ende finden, wenn ich alle einzelnen Aeußerungen der Scheinliebe aufzählen wollte. Es würde gewiß sehr schlimm hier auf Erden aussehen, wenn du den Menschen allen guten Schein nehmen, und es ihnen unmöglich machen wolltest, anders und besser zu scheinen, als sie sind.

Ueber den dermaligen Zustand der Philosophie in Deutschland wage ich kaum ein entscheidendes Urtheil zu fällen. So viel ist indessen gewiß, daß die jetzt herrschende Secte unter den Philosophen einen sehr hohen Flug genommen hat, mit Verachtung aller Erfahrungsweisheit, bloße Gedankengebäude aufführt; mehrentheils mit andern Kräften denken will, als dem Menschen gegeben sind, und viel in Lüften schwebt. Mich dünkt, es würde nicht

übel seyn, wenn Minerva auf einer der berühmtesten Universitäten studiren, und einige philosophische Vorlesungen anhören wollte. Auf solche Weise würden wir am sichersten erfahren, was dermalen hier zu Lande Wahrheit ist, und im Olymp eigentlich Wahrheit seyn sollte. — Denn bloß menschliche Wahrheiten und Beweisgründe werden von den neusten Philosophen überall nicht mehr geduldet: es muß durchaus supertranscendental, und aus dem Menschen-Ich hergeleitet seyn, was gelten soll. Die neuste und wichtigste Entdeckung der jüngstgebornen Philosophen besteht unstreitig in dem Satze aller Sätze: Ich bin ich! — —

Mit der Gewissenhaftigkeit ist es hier freilich wohl um ein beträchtliches weiter gekommen, als mit der Philosophie; indessen ist man doch mit sich selbst noch nicht ganz einig.

Daß ein ehrlicher Mann seine beste Jugendkraft im Umgange mit schlechten Personen,

ohne Scheu und ohne Schande, verschwenden dürfe, davon sind die mehrsten Männer längst überzeugt: allein daß den jungen Mädchen und Weibern dieselbe Freiheit zustehe, daran wollen sie doch nicht glauben. Mir deucht, wer das eine glaubt, sollte an dem andern nicht zweifeln.

Auf gleiche Weise sind diese Herren völlig überzeugt, daß man einem unerfahrnen Mädchen ihre Unschuld und Tugend rauben, die Ruhe und das Glück ihres ganzen Lebens zerstören, und dabei doch ein ehrlicher und achtungswerther Mann seyn könne; wer sich aber untersteht, ein Stück Geld, oder sonst ein geringes und ersetzbares Gut zu entwenden, der läuft immer noch Gefahr, auch von ihnen als ein verächtlicher und strafbarer Mensch angesehen und behandelt zu werden, um so mehr, wenn er sich mit Kleinigkeiten befaßt.

So ist, nach ihren Grundsätzen, auch nichts dagegen zu erinnern, wenn man seinen Nebenmenschen mit List, und mit guter Ma-

nier, unter irgend einem gesetzlichen Vorwande, um das Seinige bringt: fehlt es aber an der guten Manier, oder ist nur die mindeste Gefahr dabei; so glauben noch immer sehr viele von ihnen, dergleichen Freibeutereien nicht vor ihrem Gewissen verantworten zu können. Ueberhaupt sind alle, wie ein alter Praktiker mir einst sagte, ehrliche Leute, nur hüte sich einer vor dem andern. Und in der That scheint dieß eine fast allgemeine Maxime unter den Menschen zu seyn. Es ist außerordentlich, wie fein und gutherzig sie mit den erklärtesten Schurken verfahren! Wer, zum Beispiel, muthwillig mehr verzehrt und aufgehen läßt, als er bezahlen kann; wer mit fremdem Gelde spielt, oder im Handel mehr wagt, als er aus seinem eignen Mittel decken kann, der wird, solcher Unredlichkeiten ungeachtet, überall in den feinsten und vornehmsten Gesellschaften geduldet, wenn er nur einen ehrlichen Titel hat. Bei dieser Gelegenheit muß ich noch bemerken, daß

man von dem Titel, den einer führt, überall nicht mit Sicherheit auf sein Amt und seine Geschäfte, oder auf seine Fähigkeiten und Geschicklichkeiten schließen kann; daß im Gegentheil die Titel gewöhnlich ganz etwas anders, und viel mehr aussagen, als der Mensch, seinen persönlichen Eigenschaften und Geschicklichkeiten, oder seinem Amte nach ist. So heißt der eine Geheimer-Cancellei-Rath, und ist ein Arzt; ein andrer heißt Kriegsrath und ist Amtmann; ein dritter heißt Geheimer-Rath und ist Landmann, Tischler, oder sonst etwas; ein vierter heißt Herr, und ist doch nur Bedienter, Lehrjunge, u. d. gl. Wenn ich nicht sehr irre, werden die Titel mit Fleiß so sonderbar und ungebürlich ausgetheilt, um damit anzuzeigen, daß sie, wenn kein entsprechendes Amt damit verbunden ist, in der Regel, und mit wenigen Ausnahmen, ohne alles Verdienst, und ohne Würdigkeit, aus bloßer Gnade und Barmherzigkeit ertheilet werden,

damit die also betitelten doch etwas, und nicht ganz ohne allen Character sind. —

Ueber Freiheit und Gleichheit ist, seit einigen Jahren, zwar auch in Deutschland viel gesprochen und geschrieben worden, übrigens ist hier doch alles noch so ziemlich beim Alten geblieben; und, mich dünkt, man würde den ehrlichen Deutschen sehr Unrecht thun, wenn man sie einer zu großen Freiheits- und Gleichheits-Liebe beschuldigen wollte. Sie verdienen eben so wenig, als ihre Brüder gegen Mittag und Abend, diesen Vorwurf. Nicht einmal in ihrem Sprachgebrauche halten sie auf Gleichheit. Wenn Kinder und Untergebene, ohne vernünftigen Grund auf etwas bestehen: so nennen sie es Trotz, Halsstarrigkeit, Eigensinn und Tücke; wenn sie selbst in dem Fall sind: so nennen sie es Beständigkeit, ausdauernde Kraft und Festigkeit. Was sie bei andern Bosheit nennen, heißt, wenn von ihnen selbst die Rede ist, Aergerniß. Was sie an andern mit den

Schimpfnamen des Geitzes und der Knickerei, oder der Verschwendung belegen, das beehren sie an sich selbst mit dem rühmlichen Titel der Sparsamkeit und Wirthlichkeit, oder der Freigebigkeit. Und so in tausend andern Fällen.

Mit der Freiheit scheint es freilich schon weiter gekommen zu seyn: denn einige Menschen werden hier gleich als freie Männer, so wie andere edel, hochedel, wohl, hochwohl und hoch geboren. Gleichwohl finden sich unter diesen Menschen, die so frei und rühmlich geboren werden, hier, so wie überall, sehr viele Sklaven, und höchst erbärmliche Krüppel an Leib und Seele. Ueberdieß giebt es hier auch eben so viele Menschen, die auf eine ganz gemeine Weise, und als leibeigne Sklaven geboren werden. Diese sind und befinden sich, wie mir noch vor kurzem versichert wurde, nicht besser, als wenn sie im Druck und im tiefsten Elende schmachten: denn sobald sie sich etwas fühlen, werden sie gleich aufgeblähet, und

übermüthig, fangen an zu raisonniren, und bilden sich wohl gar ein, daß sie, eben so wohl als ihre Herren, ein Recht auf Lebensgenuß haben, und nicht bloß für jene, sondern auch um ihrer selbst willen da sind. Es ist fast unglaublich, sagte mir neulich ein anders geborner, wie weit die Anmaßungen dieser Elenden gehen! Indessen hat es doch hiemit weiter keine Gefahr, wenn ihnen nur — und was thut man nicht der guten alten Ordnung wegen — vergönnt wird, zu Zeiten sich satt zu essen, und im Jahre etwa einmal ihres Daseyns froh zu werden. Daß übrigens die Ansprüche dieser Gemeinen auf menschliche Rechte und Vorzüge, hier zu Lande, ganz ungegründet sind, muß jedem sogleich einleuchtend seyn, da man sie, mit gutem Fug und Recht, zugleich mit einem Stück Erde, Schockweise, kaufen und verkaufen, erben und vermachen kann. Und in der That werden sie oft, in Zeit von wenig Jahren, zwei, dreimal und öfter verkauft, oder vielmehr

in solchen Fällen oben in den Kauf gegeben. Einzeln kosten sie aber, die Weibchen 6 bis 8, die Männchen aber 12 bis 20 Reichsthaler. Es ist auffallend, daß dieser Handelsartikel, da doch alle übrigen Waren soviel theurer geworden sind, in vielen Gegenden überall noch nicht im Preise gestiegen ist.

V.

Der Frauen-Clubb.

Zu Seldom, der Hauptstadt eines kleinen Fürstenthumes in Deutschland, hatten die Männer, auf Veranlassung einiger Mißvergnügten, die vormals süße Herren gewesen, und nun durch jüngere Stutzer verdrängt waren, sich beifallen lassen, eine geschlossene Gesellschaft zu errichten, wohin sie, mit Verweisung aller weiblichen Mitglieder, nach vollbrachter oder zu vollbringender Arbeit, gingen, um sich für ihren Fleiß durch Kartenspiele zu belohnen, und hier unter einander am Spieltische das Vergnügen zu genießen, welches sie zu Hause, bei ihren Gattinnen und Kindern, nicht finden zu

können vermeinten. Freilich hätten sie in dem häuslichen Zirkel der Ihrigen billig mehr Vergnügen finden sollen, und mehrentheils auch finden können, wenn sie es hier nur eben so angelegentlich gesucht, und zu suchen verstauden hätten. Allein hieran dachte keiner, und somit kam der Männer-Clubb zu Stande.

Die Frauen waren gleich anfangs, wie leicht zu erachten, sehr unzufrieden mit dieser Neuerung gewesen, und hätten es lieber gesehen, daß es bei der alten orthodoxen Weise verblieben wäre; da aber die Männer durchaus nicht davon abstehen wollten, überdies auch den Grund anführten, daß sie sich ihrer Geschäfte wegen oft sprechen müßten, und, bei dieser Veranstaltung, sich nicht erst mühsam aufsuchen dürften: so hatten die Frauen endlich schon ihre Einwilligung dazu geben müssen. Auch muß man es ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie sich anfangs alle ersinnliche Mühe gaben, diese Unthat der Männer mit er-

zwungner Gleichgültigkeit zu ertragen, und sich selbst unter einander damit zu trösten, daß wenigstens doch ihre Einwilligung erforderlich gewesen. Dessen ungeachtet aber war ein so auffallender Beweis, daß die Männer, auch ohne sie, nicht nur glücklich seyn konnten, sondern unter sich allein sogar noch besser, als in der Gesellschaft ihrer theuren Ehehälften sich zu befinden glaubten, mehr als ihr Herz ertragen konnte. Der Männer-Clubb war und blieb daher, für alle Frauen und Jungfrauen, ein höchst ärgerlicher Gegenstand, der fortdauernd mehrere nicht sehr angenehme Scenen veranlaßte, mancherlei witzige und unwitzige Urtheile, Schimpf und Ernst über sich ergehen lassen mußte. Dieß währte eine geraume Zeit so fort, bis endlich eine von den Frauen mit der wichtigen Entdeckung hervortrat, daß sie, um das Vergeltungsrecht zu üben, und den Männern ihren Unfug auf ewig zu verleiden, nur auch ihrer Seits Gesellschaften errichten dürf-

ten, in denen durchaus kein Mann geduldet würde. Der Vorschlag ward mit lautem Jubel aufgenommen, und ging, nach einigen unbedeutenden Deliberationen und Debatten, mit großer Stimmenmehrheit durch. Es ward sogleich beschlossen, daß er ausgeführt werden sollte, es möge kosten, was es wolle. Weil indessen nach kälterer Ueberlegung von mehrern Damen befunden wurde, daß die Männer zu wenig Unterschied gemacht, und leichtsinniger Weise, manche zu Mitgliedern ihres Clubbs aufgenommen hätten, für deren Frauen es zu viel Ehre seyn würde, wenn man ihnen den Eintritt in die Gesellschaft der vornehmeren Damen gestattete; und weil ohnehin auch, mit Inbegriff der unverheiratheten Tanten, Schwestern, Schwägerinnen und Töchter, ihre Anzahl, selbst für den größten Saal der Stadt, zu groß war, so ward einhellig beschlossen: daß man sich, nach Stand und Würden, in mehrere abgesonderte Gesellschaften theilen wolle,

die jedoch alle darin übereinstimmten, daß nichts männliches darin gelitten, und bloß Thee gegeben werden sollte, um die Zunge vor zu großer Trockenheit zu bewahren.

Der also zur Reife gediehene Damenbeschluß ward auch sogleich in Ausführung gebracht, und so eifrig betrieben, daß binnen einigen Tagen nicht weniger als acht weibliche Clubbs, in denen medisirt, über Männer und neue Moden geurtheilet, gespielt und Thee getrunken wurde, organisirt und eingeweihet waren. Indessen waren sich doch alle Clubbgesellschaften hierin nicht völlig gleich, indem in der einen diese, in der andern jene Art von Unterhaltung vorwaltete, so wie denn auch eine jede von diesen Gesellschaften in den ersten vierzehn Tagen ihren eigenen Namen erhielt, den sie sich gegenseitig, aus besonderm Wohlwollen, ertheilten, als: der Dormeusen-Clubb, der alten Jungfern-Clubb, der verwelkten Rosen-Clubb, der Sonntags-Damen-Clubb, der zar-

ten Hände-Clubb, der Kutschen- und Porte-chaisen-Clubb, der gelehrte, und der Backfisch-Clubb.

Vor allen andern zeichnete sich der Dormeusen-Clubb auf eine sehr rühmliche Weise aus; die Mitglieder desselben waren ältliche verständige Damen. Ihre Zahl war die Zahl der Musen. Auch waren sie die einzigen, die alle Woche nur Einmal, und, in der Regel, nur auf einige Stunden zusammen kamen, weil sie noch der altfränkischen Meinung anhingen, daß eine treue und pflichtmäßige Besorgung ihrer häuslichen Geschäfte, mit öftern und längern Zusammenkünften nicht wohl bestehen könne. Ueberhaupt hegten diese Matronen, die schon immer zusammen gehalten hatten, in manchen Dingen ganz eigne und längst veraltete Meinungen. So glaubten sie auch, daß es eben so viel und fast noch mehr Vergnügen gewähre, das Gute, als das Böse an andern zu bemerken; daß eine schöne Seele

besser und wünschenswerther sey, als ein schöner Anzug, und daß Kartenspiele nur für Menschen geeignet wären, die sich aus Geistesarmuth zu einer bessern Unterhaltung unfähig fühlten. In ihrer Gesellschaft ward daher höchst selten, nur im äußersten Nothfalle medisirt, und nie gespielt. Dahingegen pflegten sie sich über ihre häuslichen Angelegenheiten zu besprechen, sich ihre gegenseitigen Erfahrungen mitzutheilen, und einander zum Besten zu rathen.

Wiewohl es ihnen, auf solche Weise, zwar nicht leicht an Stoff zur Unterhaltung fehlen konnte: so fand sich doch zu Zeiten die Langeweile bei ihnen ein. Eine aus ihrer Mitte, die Hofräthinn B. suchte daher durch folgenden Vorschlag diesem Uebel abzuhelfen, und ein lebhafteres Interesse in ihre Unterhaltungen zu bringen. Die Männer, sagte sie, haben so viel über die Weiber geschrieben, und glauben, wenn sie weiter nichts verstehen, wenigstens

doch über, für und wider unser Geschlecht, Weisheit zu Markte bringen zu können. Gleichwohl sind selbst die Klügsten unter ihnen selten klug genug, um nur einigermaßen zu wissen, wie sie uns begegnen müssen, wenn sie Gutes von uns haben wollen, und noch viel weniger sind sie im Stande, uns treffend beurtheilen zu können. Nichts desto weniger leben sie der festen Zuversicht, daß sie die geheimsten Wünsche, Gedanken und Empfindungen des weiblichen Herzens aufs untrüglichste inne haben und besser wissen, als wir selbst, wiewohl sie sich dabei nicht selten entsetzlich irren. Dazu sind diese Herren der Schöpfung gemeiniglich partheiisch für ihr Geschlecht eingenommen, und stimmen, selbst wenn sie uns loben wollen, einen so possierlichen Ton dabei an, oder sagen auch, indem sie uns zu Engeln und Göttinnen, weit über sich und über uns selbst erheben, so ungebürliche Dinge, daß Ich wenigstens kein Wohlgefallen daran finden kann. Ich

mag kein Lob, das ich nicht verdiene, und das, wie hier der Fall ist, ganz auffallend das Gepräge einer leeren Schmeichelei an sich trägt. Warum können wir nicht selbst über unser Geschlecht sprechen, und nöthigenfalls auch schreiben? Mich dünkt, wir sollten doch wohl selbst am besten wissen, was und wo es uns fehlt, weshalb wir Lob oder Tadel verdienen, und — wir werden wenigstens nicht Gefahr laufen, uns Unrecht zu thun. — Was sagen Sie dazu, meine Freundinnen, wenn wir in unsern wöchentlichen Zusammenkünften, jedesmal ein oder das andere Kapitel über und für unser Geschlecht abhandelten? Es müßte einer jeden frei stehen, einen mündlichen Vortrag zu halten, oder auch einen schriftlichen Aufsatz vorzulesen, und zwar über einen Gegenstand, der ihr selbst am wichtigsten, und einer Aufklärung oder Verbesserung am meisten zu bedürfen scheinet. Wenn Sie alle damit zufrieden sind, so erbiete ich mich, das nächstemal den Anfang

damit zu machen; in Zukunft könnte das Loos darüber entscheiden.

Hier schwieg die Hofräthinn B., und die übrigen Damen versicherten alle einstimmig, daß sie um so freudiger ihren Beifall gäben, da alles, was die gute B. gesagt, ihnen wie aus der Seele genommen sey. Einige wollten zwar hinterdrein allerlei Entschuldigungen vorwenden, weshalb sie, für ihre Person, sich zu keinem Vortrage verstehen könnten, wurden aber durch die laute Stimmenmehrheit, und durch die Bemerkung, daß sie hier nicht nach Lob, sondern nach Wahrheit strebten, zurückgewiesen. Somit ging der Vorschlag der guten Hofräthinn glücklich durch, und unsre Matronen kehrten alle ganz vergnügt, voller Erwartung dessen, was die Hofräthinn in der nächsten Zusammenkunft vortragen würde, und schwanger von eignen Ideen, nach Hause.

Erste Sitzung.

Am nächsten Donnerstage waren unsre Matronen, außer der Hofräthinn, sämmtlich um eine gute Viertelstunde früher, als gewöhnlich versammelt, und die Berathschlagungen über häusliche Angelegenheiten waren dießmal so bald geendiget, daß die Hofräthinn, gleich nach ihrer Erscheinung, zum Vortrage kam. Es ist ja recht ein Glück, hob sie, nach einem kurzen Stillschweigen, lächelnd aber nicht ohne einiges Herzklopfen an, daß ich mich auf etwas zu unsrer Unterhaltung habe vorbereiten müssen, da wir, dem Anscheine nach, sonst Gefahr laufen würden, heute Langeweile zu empfinden, oder auch, gegen unsre Grundsätze, zum Kartenspiele die Zuflucht zu nehmen. Um so eher verspreche ich mir von Ihnen, meine verehrlichen Freundinnen, daß Sie mit dem, was ich Ihnen anbieten kann, gütige Nachsicht haben werden. Auch ein alltägliches Gericht pflegt uns ja willkommen zu seyn,

wenn wir nichts besseres haben, und sonst fasten müßten. Wenigstens hoffe ich nicht übel gewählt zu haben, wenn mir nur die Zubereitung nicht gänzlich mißlungen ist. Auf jeden Fall wird mir doch das Verdienst bleiben, Sie auf etwas aufmerksam gemacht zu haben, was Ihrer ganzen Aufmerksamkeit, und einer bessern Behandlung werth ist; ich meine eine Ehrenrettung unsers Geschlechts gegen die versteckten und offenbaren Angriffe der Männer, die, ungeachtet aller Schmeicheleien, womit sie uns, so lange wir jung und schön sind, überhäufen, im Grunde ihres Herzens aber sehr geringfügig von uns denken. Sie werden es unfehlbar alle bemerkt, und — ich denke — auch empfunden haben, daß die Männer wohl für einzelne Frauenzimmer, die sie für Ausnahmen erklären, aber nicht für unser Geschlecht im Ganzen genommen die gebührende Achtung hegen; daß sie sich selbst als Wesen höherer Art, und uns etwa als angenehme Spielzeuge,

höchstens als unentbehrliche Handlangerinnen zu ihrem Wohlseyn betrachten. Es dünkt ihnen eine große Gnade von ihrer Seite zu seyn, wenn sie uns für Menschen, ich meine, für Wesen anerkennen, die von Natur mit ihnen auf einer gleich hohen Stuffenleiter stehen, aus der nämlichen Materie, woraus sie, bereitet, und einer gleichen Vollkommenheit, wie sie, fähig sind.

So denken und urtheilen die Männer über unser Geschlecht, und ich kenne nichts demüthigenderes und kränkenderes für mich, als solche Urtheile und Aeußerungen! Aber was sollen wir dabei thun? Spott mit Spott, Verachtung mit Verachtung erwiedern? Das, deucht mir, ist schon lange genug, und mit zu geringem Erfolge versucht worden, als daß wir uns hievon viel versprechen dürften. Lassen Sie uns lieber den Ursachen nachforschen, wodurch die Männer verleitet werden, so geringfügig von uns zu denken! Lassen sie uns, ohne

Rückhalt, eingestehen, was nicht zu leugnen ist, und uns bessern, wo uns Besserung noth thut. Das scheint mir auf jeden Fall das vernünftigste und heilsamste zu seyn Denn mag es noch so übel mit uns stehen: so bleibt es doch immer gewiß, daß wir nicht unverbesserlich, im schlimmsten Fall, nur der Mehrheit nach, jetzt noch nicht sind, was wir seyn sollten und könnten; und daß es lediglich bei uns steht, durch Besserwerden, die unserm Geschlecht bis dahin versagte Achtung von den Männern zu erzwingen.

Um recht sicher zu erfahren, was die Männer eigentlich unserm Geschlechte vorzuwerfen haben, scheint es mir am gerathensten, daß wir einen Mann selbst als Ankläger auftreten lassen, und abhören. Mein Mann, mit dem ich von der Sache sprach, ist, wie Sie wissen, viel zu gut und ehrlich, um selbst den Ankläger zu machen; indessen machte er mich auf einen Brief aufmerksam, den der berühmte Swift, an ein sehr jung verheirathetes

Frauenzimmer geschrieben, und worin dieser unbarmherzige Satyriker alles nöthige Böse von unserm Geschlechte in möglichster Kürze gesagt habe. *) Erlauben Sie es mir, daß ich Ihnen die wichtigsten Stellen, die ich mir beim Durchlesen angezeichnet habe, vorlese. Sie werden daraus sehen, daß eben dieser Mann, der über unser Geschlecht im Allgemeinen zwar ein sehr hartes Urtheil spricht, und sogar unter die ärgsten Weiberfeinde gezählt wird, den Bessern unter uns gleichwohl die verdiente Ehre zugestehet, und im Grunde es recht gut mit uns meint. Er rügt es gleich im Anfange des erwähnten Briefes, als einen sehr gewöhnlichen Erziehungsfehler, daß die Ausbildung unsers Geistes zu sehr vernachlässiget wird. „Ohne Bildung des Geistes" sagte

er,

*) A Letter to a very young Lady on her Marriage s. The Works of Dr. Jonathan Swift. Dublin MDCCVIII. Vol. VIII. pag. 206.

er, ist es Ihnen unmöglich, sich die Achtung eines Mannes zu erwerben oder zu erhalten, der bald müde wird, den Liebhaber zu spielen, und seine Frau wie eine Gebieterinn zu behandeln. Es ist ihm um eine vernünftige Gefährtinn, und um eine treue Freundinn in jeder Lage seines Lebens zu thun. Lassen Sie es daher Ihr Geschäft seyn, sich zu diesen Dienstleistungen geschickt zu machen. — — Hüten Sie sich, meine Lehren, zu verschmähen, oder außer Acht zu lassen. Von Ihrer Befolgung wird nicht nur die gute Figur abhangen, die Sie in der Welt machen, sondern auch Ihre eigne wahre Glückseligkeit sowohl, als derjenigen Person, die Ihnen die theuerste seyn sollte.,,

Ich übergehe nun, was er über die auch in der Ehe beizubehaltende Scham und Sittsamkeit, über die ekelhaften Aeußerungen verliebter Zärtlichkeit junger Eheleute in Gesellschaften, so wie über die affectirte Narrheit einiger jungen Frauen sagt, die ihren Mann aus

heilloser Verliebtheit nicht einen Augenblick von sich lassen können, und wenn er eine Reise macht, alle Posttage einen Brief oder Krämpfe haben müssen; alles dieses, und andere eben so richtige, aber hoffentlich nicht mehr so nöthige Erinnerungen, z. B. daß eine reinliche Kleidung besser und empfehlungswerther ist, als eine kostbare; daß wir mehr mit Männern, als mit Frauen Umgang halten, und kein Lieblings-Kammermädchen zu unsrer Cabinetsräthinn erheben sollen, übergehe ich, als allgemein anerkannt, und führe bloß dasjenige an, was mir auch jetzt noch einer ernstlichen Beherzigung zu bedürfen scheinet.

„Das Hauptgeschäft Ihres Lebens, sagt er, *) wird seyn, daß Sie sich die Freundschaft und die Achtung Ihres Gemahls zu erwerben und zu erhalten suchen. — Weder Gutherzigkeit noch Tugend werden ihn vermögen, Sie gegen seine Ueberzeugung zu schätzen,

*) pag 210.

und wenn gleich ein feiner und guter Mann nicht fähig ist, Sie übel zu behandeln: so werden Sie ihm doch mit der Zeit gleichgültig oder gar verächtlich werden, wofern sie nicht den Verlust der Jugend und Schönheit durch dauerhaftere Vorzüge ersetzen können. Sie haben nur wenig Jahre, da Sie in den Augen der Welt jung und schön sind, und eben so wenig Monathe in den Augen eines Ehemannes, der kein Thor ist: denn hoffentlich träumen Sie nicht mehr von Bezauberungen und Entzückungen, denen die Ehe immer ein plötzliches Ende brachte, und bringen wird. — — Sie müssen deshalb alle Mühe anwenden, um in einem gewissen Grade sich diejenigen Vollkommenheiten zu eigen zu machen, die Ihr Gemahl an andern am meisten schätzt, und um derentwillen er selbst am meisten geschätzt wird. Sie müssen Ihren Geist ausbilden, und — — sich bestreben, eine vernünftige und angenehme Gefährtinn zu werden. Das wird unfehlbar in

Ihrem Gemahl eine wahrhaft vernünftige Liebe und Hochachtung gegen Sie erzeugen, die das hohe Alter nicht vermindern wird. Er wird dann in Sachen von der größten Wichtigkeit einen Werth in Ihr Urtheil und in Ihre Meinung setzen; Sie werden im Stande seyn, sich mit einander zu unterhalten, ohne die Beihülfe eines Dritten. Ihre Geistesgaben werden selbst Ihre Person ihm angenehmer machen, und in der Einsamkeit werden Sie, wegen Ermangelung irgend eines kleinlichen Vergnügens, keine drückende Langeweile fühlen." — —

Nun kommt eine sehr arge Stelle, die ich aber des Gewissens halber nicht weglassen kann: „Wenn sich die Männer, sagt er, in einem Zimmer, wo Personen beiderlei Geschlechts versammelt sind, über irgend eine allgemeine Materie unterreden, so halten die Damen es nie für nöthig, an dem Gespräche

Theil zu nehmen, sondern unterhalten sich einander, in einem abgesonderten Zirkel, über den Preis und die Wahl von Spitzen und seidenen Zeugen, und über die Anzüge, die sie in der Kirche oder im Schauspielhause hübsch oder häßlich fanden. Und wenn sie unter sich sind, wie schnell sind da, gleich nach dem ersten Komplimente, aller Hände beschäftiget, den Kopfputz, die Krausen und Mäntel zu untersuchen, als ob dieß das Hauptgeschäft ihres Lebens wäre, und das Wohl der ganzen Welt von dem Schnitt oder der Farbe ihrer Kleider abhinge. Nach der Behauptung der Gottesgelehrten, sollen einige Leute sich mehr Mühe geben, verdammt zu werden, als die Seligkeit sie kosten würde; so wendet Ihr Geschlecht mehr Nachdenken, Fleiß und Aufmerksamkeit an, Thörinnen zu seyn, als nöthig wäre, um sie weise und nützlich zu machen. Wenn ich dieß erwäge, kann ich sie unmöglich für menschliche Geschöpfe halten, sondern nur für eine

gewisse Abart, die kaum eine Stuffe höher stehet, als der Affe, der doch noch mehr unterhaltende Späße macht, als eine von ihnen, dabei ein harmloseres und weniger kostspieliges Geschöpf ist, mit der Zeit auch ein ganz erträglicher Kunstrichter über Sammet und Brocade werden mögte, und dem es, so viel ich weiß, auch gleich wohl anstehen würde.„

„Meines Erachtens sollten Sie den Putz als eine nothwendige Thorheit ansehen, welches auch alle würdigere Damen, die ich je gekannt habe, thaten. Ich verlange nicht, daß Sie außer der Mode seyn sollen; Sie sollen nur am wenigsten und die letzte darin seyn. Ich erwarte, daß Ihre Kleidung um einen Grad geringer sey, als Ihr Vermögen erlaubt, und wollte wünschen, daß Sie alle Vorzüge, die ein feines Kleid Ihnen geben kann, in Ihrem Herzen gänzlich verachteten: denn es wird Sie weder reicher noch hübscher, weder jünger noch gutherziger oder tugendhafter machen, eben

so wenig, als es einem Nagel, wenn es daran hängt, diese Vorzüge ertheilen kann.“

„Wenn Sie sich in Gesellschaft mit Gelehrten befinden, so werden Sie, gesetzt auch, daß grade von Künsten und Wissenschaften, die über Ihrem Horizont sind, die Rede wäre, gleichwohl aus dem Zuhören mehr Nutzen schöpfen, als aus allem Unsinn und Gewäsche Ihres eignen Geschlechts. Haben die Männer aber eben sowohl Erziehung, als Gelehrsamkeit: so werden sie sich nicht leicht in ein Gespräch einlassen, was Sie nicht verstehen, und wo Sie nicht zu Zeiten auch ein Wort mit sprechen dürften. Ist die Rede von den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Reiche in Europa, von Reisen zu entlegenen Nationen, vom Zustande ihres eignen Vaterlandes, oder von den großen Männern Griechenlands und Roms; fällen sie ihre Urtheile über einheimische oder fremde Schriftsteller, Dichter oder Prosaiker, oder über die Natur und die

Grenzen der Tugend und des Lasters, dann ist es eine Schande für ein englisches, (und wahrlich auch für ein deutsches) Frauenzimmer von Stande, wenn es an solchen Gesprächen keinen Geschmack findet, sich dieselben nicht zu Nutze macht, und sich nicht bemühet, lieber an solchen Unterhaltungen Theil nehmen zu können, als daß es nach der gewohnten Weise sich auf die Seite wendet, und mit seiner Nachbarinn sich über eine neue Schiffsladung von Fächern berathschlagt."

Ich weiß nicht, ob das, was er in der nun folgenden Stelle, von der schmachvollen Unkunde der englischen Damen in ihrer Muttersprache sagt: daß unter Tausenden nicht Eine sie richtig zu lesen, noch viel weniger zu sprechen und zu schreiben verstehe, ob das auch die heutigen Engländerinnen noch trifft; und ob es auch auf uns Deutsche anwendbar ist, überlasse ich gern andern zu entscheiden. So viel scheint mir aber unleugbar zu seyn, daß die

Kenntniß der eignen Muttersprache allerdings ein wesentliches Erforderniß einer feinen Bildung, und weit empfehlungswerther ist, als man gemeiniglich zu glauben scheinet. — Und nun mag Swift selbst weiter reden! „Ich weiß sehr wohl, fährt er fort, daß die, welche man gelehrte Frauenzimmer zu nennen pflegt, durch ihre unbescheidene Schwatzhaftigkeit und Einbildung allen Kredit verloren haben. Allein es giebt ein leichtes Mittel dagegen, wenn Sie nur einmal erwägen, daß Sie es, ungeachtet aller noch so mühvollen Anstrengung, im Punkte der Gelehrsamkeit, doch nie zu der Vollkommenheit eines Schulknaben bringen können. Das Lesen, was ich Ihnen anrathen wollte, ist bloß zur Ausbildung Ihres eignen gesunden Verstandes, der immer ganz unfehlbar durch Bescheidenheit gewinnen wird.“ — — — „Bemerken Sie, wie unbedeutende Wesen der gewöhnliche Schlag von Damen ist, wenn sie ihre Jugend und Schönheit überlebt

haben, wie verächtlich sie den Männern erschei-
nen, und noch verächtlicher dem jüngern Theil ihres eignen Geschlechts! Sie haben keine Freude, als die, ihre Nachmittage mit Besuchen, wo sie nie willkommen sind, und ihre Abende unter einander am Kartentische zu vertreiben, indeß der Vormittag in Unmuth und Neid verbracht ist, oder in vergeblichen Bemühungen, die Zerstörungen der Zeit durch Kunst und Kleidung auszubessern. Dagegen habe ich Damen von 60 Jahren gekannt, denen der feinere Theil des ganzen Hofes und der Stadt die Aufwartung machte, und das ohne alle weitere Absicht, als bloß um das Vergnügen ihrer Unterhaltung zu genießen.„

„Ich kenne keine an Männern liebenswürdige Eigenschaft, die es nicht eben sowohl an Frauenzimmern wäre, selbst Bescheidenheit und Leutseligkeit nicht ausgenommen. Eben so wenig kenne ich ein Laster oder eine Thorheit, die nicht an beiden gleich verabscheuungswürdig

wäre. Es giebt freilich wohl eine Schwachheit, die Ihnen gemeiniglich erlaubt wird, ich meine, die Feigheit. Und doch muß es einem etwas sehr wunderlich vorkommen, daß die Weiber, zu gleicher Zeit, wenn sie einem Obersten oder Hauptmann ihre Bewunderung wegen seiner Tapferkeit bezeugen, es doch für eine sehr reizende und wohlstehende Eigenschaft an sich selber halten, sich vor ihrem eigenen Schatten zu fürchten, in einer Barke, beim ruhigsten Wetter, oder in einer Kutsche, beim Umwenden, laut aufzuschreien, vor einer Kuh in einer Entfernung von hundert Schritten zu laufen, und beim Anblick einer Spinne, eines Ohrwurms, oder eines Frosches in Ohnmacht zu fallen. Wenigstens kann ich die Feigheit, wenn sie, wie man gemeiniglich annimmt, ein Merkmal von Grausamkeit ist, nicht wohl für eine so wünschenswerthe Vollkommenheit halten, daß man sie einer affectirten Vergrößerung werth finden könnte. „

„Und wie dieselben Tugenden beiden Geschlechtern gleich wohl anstehen: so giebt es auch keine Eigenschaft, wodurch die Weiber sich von den Männern zu unterscheiden suchen, um derentwillen sie nicht gerade so viel schlechter sind, außer der einzigen Eigenschaft der Zurückhaltung, die jedoch, nach ihrer gewöhnlichen Weise sie zu handhaben, nichts anders, als Ziererei und Verstellung ist. Denn, wenn sie diejenigen unsers Geschlechts, die sich ungebürliche Freiheiten vor ihren Augen herausnehmen, nicht beschämend genug zurückweisen können: so sollten sie hingegen ganz unbefangen in der Gesellschaft verdienter Männer seyn, von deren Bescheidenheit sie hinlängliche Erfahrung haben."

„Es fehlt hier in der Stadt nie an einer Sippschaft verwegner, prahlerischer und vorlauter Weiber, deren Talente bei phantastischen Hasenfüßen für Witz und Laune gelten. Ihre Vortrefflichkeit bestehet in groben chokanten Ausdrücken, und in dem, was sie, einem

Manne das Maul stopfen, nennen. Hat ein Mann in ihrer Gesellschaft, irgend einen Fleck an seiner Person oder an seinem Herkommen; hat ihn selbst oder seine Familie irgend ein Unfall betroffen, dessen er sich schämt: so werden sie nicht ermangeln, auch ohne alle Anreizung, sehr vernehmlich gegen ihn darauf anzuspielen. Ich mögte Ihnen lieber den Umgang einer gemeinen Hure empfehlen, als den — mit solchen Höllendrachen. Ich habe oft gedacht, daß kein Mann verpflichtet ist, solche Geschöpfe für Weiber zu halten, sondern daß jeder sie als unverschämte, in weibliche Kleidung versteckte Schufte behandeln sollte, die entkleidet und die Treppe hinunter gestoßen zu werden verdienen.“ — — —

„Ueber den Artikel der Ausgabe kann ich Ihnen keinen Rath geben. Ich denke nur, Sie sollten, wohlunterrichtet, wie hoch sich die Einnahme Ihres Gemahls beläuft, und so gute Rechenmeister seyn, als nöthig ist, um sich in

dem Theil der Haushaltung, der Ihnen zufällt, in den Grenzen der Einnahme zu halten, und sich nicht in die Zahl derjenigen überklugen Damen zu versetzen, die etwas großes gewonnen zu haben vermeinen, wenn sie ihren Männern eine neue Equipage, einen bordirten Kopfputz, oder ein kostbares Kleid abgequält haben, ohne nur ein einziges mal zu bedenken, welche große Rechnungen beim Schlächter unbezahlt bleiben. „ — —

So urtheilet Swift über unser Geschlecht, und leider hat er nicht Unrecht! Ich habe, um nur den einen Punkt zu nehmen, es selbst oft mit inniger Beschämung bemerkt, daß viele, ich mag nicht sagen, die mehrsten Frauenzimmer, überall an keinem ernsthafteren Gespräche über allgemeine, übrigens noch so wichtige Gegenstände, Geschmack finden, oder wenn sie ja einige Augenblicke darauf zu hören scheinen, doch gleich wieder zerstreut sind, und auf tausend andre gewöhnlich sehr kleinliche Dinge ver-

fallen; mit Einem Worte: daß ihre Aufmerksamkeit im umgekehrten Verhältnisse zu den abgehandelten Gegenständen stehet. Selbst die interessantesten Geschichten und Beschreibungen einer Sache oder Begebenheit, warum sie oft selbst sehr angelegentlich gebeten haben, werden ihnen fast immer zu langweilig, wenn nichts von Putz oder von Liebe, oder von den Fehlern ihrer Bekannten und Freundinnen darin vorkommt. Und wenn ihnen vollends während der Erzählung, ein neumodischer Kopfputz, ein schönes Band, ein neues Kleid, oder noch nicht gesehene Spitzen in die Augen fallen, dann ist es ihnen überall nicht möglich ihre Aufmerksamkeit länger fest zu halten, und wenn auch ein Engel erzählte. — Grade als ob sie überall keines höhern vernünftigen Interesse fähig wären. Und wie beleidigend ist solche Unaufmerksamkeit und Zerstreuung für den Sprechenden! Wir geben damit ja unleugbar zu erkennen, daß die armseligsten Dinge weit wich-

tiger für uns sind, als alles, was ein vernünftiger Mann sagt und sagen kann. Dürfen wir uns da wohl noch wundern oder beschweren, wenn die Männer uns diese Verachtung zurückgeben, und uns selbst für armselig halten, weil wir in armselige und kleinliche Dinge so verliebt sind, und für nichts besseres Sinn zu haben scheinen? Können wir es, bei so bewandten Umständen, ihnen wohl verdenken, wenn sie uns im Grunde ihres Herzens verachten, oder uns doch als Kinder betrachten, mit denen man sich in müßigen Stunden zwar gern die Zeit vertreibt, die aber immer Kinder bleiben, und deshalb auch bei wichtigeren Angelegenheiten keine Stimme haben? Die Männer sind daher auch mehrentheils so gütig, sich zu uns herab zu lassen, und mit uns, wie mit Kindern, nur zu schäkern und zu tändeln, höchstens uns von Puppen und von neuen Moden zu unterhalten. Wahrlich sehr ehrenvoll für unser Geschlecht! Von Gecken und unbärtigen

Knaben ließe sich dergleichen noch ertragen; man könnte sich damit trösten, daß sie nichts gescheiteres zu sprechen wissen; aber von verständigen Männern muß es uns allerdings sehr verdrießen. Damit aber wird die Sache nicht gebessert, darum, wollen wir daß die Männer besser von uns denken sollen: so müssen wir die Ursachen schlechter von uns zu denken aufheben, müssen uns bestreben, wirklich achtungswürdig zu werden, und, zu unserm Glück, bedarf es, wie ich fest überzeugt bin, hiezu keiner bürgerlichen, sondern nur einer häuslichen Verbesserung, vor allen Dingen einer vernünftigeren und zweckmäßigeren Erziehung unsrer Töchter. Vielleicht daß eine von Ihnen in unsrer nächsten Zusammenkunft uns über diesen Gegenstand ein mehreres und besseres vorträgt.

Hier schwieg die Hofräthinn, und fühlte sich in demselben Augenblicke, durch die Besorgniß, die sich ihr aufdrang, daß sie wohl zu lan-

ge allein das Wort geführt habe, so verlegen und ängstlich, daß sie den Faden der Rede gewiß verloren hätte, wenn nicht, zum Glück, der Sermon grade zu Ende gewesen wäre. Diese kleine Herzbeklemmung ward ihr aber durch die gütige Zufriedenheit und die unverholenen Beifallsbezeugungen aller anwesenden Frauen bald vergütet. Gleichwohl war ihr das Signal, welches einige Frauen, durch die Bemerkung, daß häusliche Geschäfte ihre baldige Gegenwart erforderten, zum Aufbruche gaben, sehr willkommen. Sie zogen nun noch sämtlich aus einem Nähbeutel das entscheidende Loos, welche von ihnen das nächstemal den Vortrag haben sollte, und gingen sofort auseinander.

Zweite Sitzung

Die Seniorinn E., eine der ältesten und achtungswürdigsten Damen aus unsrer Clubbgesellschaft, hatte durch das Loos für dießmal den Vortrag bekommen. Sie war eine unge-

mein brave Gattinn und Mutter gewesen, die ihrem Manne die Tage seines mühvollen Lebens sehr erheitert, und ihre Kinder zu vortrefflichen Menschen gebildet hatte. Jetzt war sie Wittwe, und lebte von den Früchten ihrer Ersparnisse. Sie hätte auf einem großen Fuße leben können; allein das glaubte sie nicht vor ihrem Gewissen verantworten zu können, so lange sie noch Menschen kannte, denen es zu Zeiten an dem Nothdürftigsten fehlte, und solcher Kundleute hatte sie immer eine beträchtliche Menge. Ihr eigentliches Wittwengehalt überließ sie daher einer andern bedürftigen Wittwe, und was sonst noch übrig war — und dessen war nicht wenig — zahlte sie, wegen der vierten Bitte im V. U., den Hausarmen der Stadt, gegen vollgültige Anweisungen auf den lieben Gott. Solche Anweisungen respectirte sie allemal, wenn es ihr irgend möglich war, und um desto sicherer, bei vorkommenden Fällen, stets Solvendo zu seyn, schränkte sie sich

selbst auf alle mögliche Weise ein. Sie behalf sich noch immerfort mit ihren alten Möbeln, mit ihrer einfachen, reinlichen aber altmodischen Kleidung, und mit der gewohnten Hausmannskost. Meine Sachen, die ich um mich habe, pflegte sie wohl zu sagen, sind zwar altmodisch; aber ich bin selbst auch schon eine alte Frau, wir passen so zu einander am besten. Den Putz habe ich nie geliebt! Ein junges Frauenzimmer bedarf keines Putzes, wenn sie schön ist, und ist sie nicht wohlgebildet, dann fährt sie bei einer einfachen Kleidung allemal besser, als bei anspruchsvollem Putz und Flitterstaat, und eine alte Frau, habe ich bemerkt, wird durch eine prachtvolle oder neumodische Kleidung um nichts jünger, als sie ist. Was endlich das Essen und Trinken anbetrifft, so leugne ich nicht, daß Austern und Pasteten, und Zucker im Rothwein, dem Gaumen ganz angenehm sind, allein meine gewöhnlichen wohlfeileren Essen schmecken mir auch recht wohl, ich sättige mich

daran mit Wohlgefallen, und ich kann dabei für manchen Nothleidenden eine Portion erübrigen. Die kostbaren Speisen würden mir wohl in den ersten vierzehn Tagen besser gefallen, nachher aber schon zur Gewohnheit, wohl gar zum Bedürfnisse, werden, und manchem hungrigen Magen seine Nothdurft nehmen. Darum will mir die neue Mode, mit jeder Vermehrung der Einnahme, auch sogleich den Aufwand und die Ausgaben zu vermehren, und so häufige Schmausereien bloß für solche Menschen anzustellen, die auch ohne unsere Hülfe satt werden können, überall nicht gefallen. Ich halte es nun einmal mit der alten Weise, und habe dabei noch die Freude, deren sich unsre neumodischen Damen gewiß nicht immer rühmen können, daß meine Gäste allemal mit meiner Zubereitung zufrieden, und recht von Herzen dankbar sind. Die heutige aufgeklärte Lebensweise mag ja auch ihr Gutes haben, schade nur, daß sie auch den Geldbeutel zu sehr aufklärt, und daher oft

kein gutes Ende nimmt. So dachte und handelte diese vortreffliche Frau, und je näher man sie kennen lernte, desto achtungswürdiger ward sie. Unter andern erzählte mir eine ihrer vertrautesten Freundinnen, der Arzt habe der Seniorinn alle Mittage ein Glas Rothwein zu trinken verordnet, und sie nur mit vieler Mühe dazu bereden können, weil ihr das unnöthig deuchte; indessen habe sie auf die Vorstellungen des Arztes sich endlich dazu bequemt. Sie trank aber den Rothwein ohne Zucker, so herbe er ihr auch anfangs auf die Zunge fiel. Mit der Zeit, sagte sie zu ihrer Freundinn, die ihr Zucker hinein zu werfen rieth, wird sich das schon geben; ich trinke den Wein ja nicht aus Wollust, und nach vierzehn Tagen oder drei Wochen, wenn ich erst mehr daran gewöhnt bin, wird er mir ohne Zucker schon eben so wohl schmecken. Den Zucker kann ich also durch eine kurze Selbstüberwindung ersparen, und rechnen Sie, meine Liebe, auch nur alle Tage

Ein Stück, das sind aufs Jahr 365 Stücke, und damit kann ich schon manchem armen Kranken eine süße Suppe kochen. Gut! fuhr sie fort, daß ich darauf komme, der Gedanke soll mir den Wein schon süßen, auch ohne Zucker.

Man sieht aus dem Erwähnten, und ich könnte noch sehr viele ähnliche Fälle anführen, daß die gute Seniorinn in der That sehr altmodisch dachte und handelte. Einigen von ihren vornehmeren Mitbürgerinnen wollte das auch überall nicht an ihr gefallen, desto mehr aber den Armen und Kranken; denn diese wußten, daß es ihnen, so lange sie lebte, nie an Brod und an einer guten Krankensuppe fehlen würde. Sie ward daher — wie nicht wohl anders seyn konnte, — in der ganzen Stadt von allen Wohldenkenden, vorzüglich aber von den Armen und Hülfsbedürftigen, als eine theure Mutter, und als die Ausgeberinn des himmlischen Vaters, aufs herzlichste geliebt und verehrt.

Mit vieler Mühe nur hatten die übrigen

Matronen, durch ihre vereinigten Bitten, diese edle Frau dahin bewegen können, an ihrer Gesellschaft Theil zu nehmen, uud gelegentlich die Rednerinn zu machen. Gerne, hob sie ihren Vortrag an, wäre ich dieser Ehre überhoben gewesen: denn das Schreiben ist zu angreifend für meine Augen, und das Gedächtniß wird mir auch schon schwach. Indessen will ich, um als die Aelteste unter Ihnen, kein böses Beispiel zu geben, mich der festgesetzten Ordnung unterwerfen, und unsrer guten Freundinn, der Hofräthinn B., zum Dank für das Gute, was sie uns das vorigemal gesagt hat, einen guten, wenigstens wohlgemeinten Rath ertheilen. Unsre liebe Hofräthinn will, wie ich gehört habe, ihre älteste Tochter nach H — in eine Pensionsanstalt geben. Das gefällt mir überall nicht, und wenn sie mir folgen will, so behält sie ihre gute Karoline bei sich. Ich will zwar die weiblichen Universitäten nicht durchaus und in allen Fällen verwerfen. Wenn

die Mutter gestorben, oder offenbar unfähig ist, ihren Töchtern selbst die nöthige Anweisung und Bildung zu geben, oder sie ihnen, wenn nicht in ihrem eignen Hause, doch unter ihrer Aufsicht, in ihrem Wohnorte geben zu lassen; wenn auch keine Frauenzimmer in der Familie sind, die dazu taugen: dann mag ein Vater wohl genöthiget seyn, seine halbverwaisete Tochter einer Pensionsanstalt zu übergeben, und hiezu, als zu einem nothwendigen Uebel, seine Zuflucht zu nehmen. Allein wenn eine Mutter, die, wie unsre Freundinn hier, alle Eigenschaften einer tüchtigen Hausfrau, und einer liebenswürdigen Gattinn in sich vereiniget, gleichwohl ihre Tochter in eine fremde Erziehungsschule hinverweiset, das thut mir immer recht in der Seele wehe. Es kommt mir fast so vor, als ob sie dem armen Kinde seine rechte Mutter nehmen, und ihm dafür eine Stiefmutter geben wollte. Mag die Mutter auch noch so sehr mit häuslichen Geschäften überhäuft

seyn: so kann sie doch von einer Fremden gewiß nicht so viel Liebe und Sorgfalt für ihr Kind erwarten, als von sich selbst. Auf die größere oder geringere Aufmerksamkeit und Sorgfalt aber kommt, wie Sie alle wissen, bei der Erziehung außerordentlich viel, fast mögte ich sagen, alles an. Und dann — mögen die öffentlichen Erziehungsanstalten auch noch so vortrefflich eingerichtet seyn, — es fehlt ihnen doch immer und unausbleiblich grade der beste und nothwendigste Unterricht, das schöne, eben so eindrückliche als lehrreiche Beispiel einer geliebten und verehrten Mutter. Die armen Mädchen lernen hier eher alles andere, als grade das Wichtigste und Nothwendigste, was recht eigentlich zu ihrer weiblichen Bestimmung hinführt, wie sie nämlich gute, liebens- und achtungswürdige Hausfrauen, Gattinnen und Mütter werden sollen. Ja! es ist recht gut und schön, daß ein junges Frauenzimmer sich mit Anstand tragen, geschmackvoll kleiden, und in

einer feinen Gesellschaft sich wohl zu benehmen lerne. Es ist sehr zu wünschen, daß sie ihren Verstand durch mündlichen Unterricht, und durch Lectüre ausgebildet habe, mündlich und schriftlich sich wohl auszudrücken wisse; daß sie in der Natur- und Völker-Kunde, in der Geographie und Geschichte nicht ganz fremde sey. Alles dieses ist recht gut und schön, und selbst nothwendig, wenn sie auf einen gebildeten Mann mit Recht Ansprüche machen, und nicht oft in Verlegenheit und in Gefahr kommen will, lächerlich zu werden, oder, statt einer gescheiten Antwort, ein einfältiges Gesicht zu machen. Allein alles eben genannte kann ein junges Mädchen von ihrer Mutter, oder doch unter ihren Augen, und im Zirkel ihrer Bekannten lernen, wenn es der Mutter selbst nicht an Bildung, an feinem Umgange, und an dem Vermögen fehlt, ihrer Tochter die nöthigen Lehrer zu halten. Und an letzterem kann es nicht wohl fehlen, wenn genug da ist, um die Kosten einer Pen-

sionsanstalt zu bestreiten. Eben so nöthig aber, und weit nöthiger als alles obige, ist es für ein junges Mädchen, daß sie in der Kochkunst und in der Wirthschaft nicht unerfahren, in der Geographie und Naturgeschichte ihres Gartens und Kellers nicht fremde sey; daß es in ihrer Küche und Speisekammer fein ordentlich aussehe; daß sie in der Wirthschaft zu geben und zu nehmen wisse, und — was die Hauptsumme alles Löblichen für eine Hausmutter ist — daß sie als Gattinn, als Mutter und Hausfrau, gegen ihren Mann, gegen ihre Kinder und gegen ihre Dienstbothen, sich gut und weislich zu benehmen gelernt habe. Alles dieses aber lernen die armen Mädchen nirgends weniger, als in den beliebten theuren Erziehungsanstalten! Dazu kommt noch, daß die guten Kinder hier gewöhnlich zu vornehm, oder, um es grade heraus zu sagen, verwöhnt und verzogen werden, daß sie Bälle, Concerte, Assembleen, und jede neue Mode in der Kleidung

als nothwendige Erforderniſſe eines frohen Lebens betrachten lernen, ſich Bedürfniſſe angewöhnen, die ſie in der Folge überall nicht, oder doch nur mit vielen Koſten befriedigen können, und, ſtatt der nöthigen Erfahrung und Geſchicklichkeit in der Wirthſchaft und Kochkunſt, ihrem Manne eine erfahrne Hausmutter und Köchinn aus dem Buchladen mitbringen. Und die natürliche Folge davon iſt, daß vernünftige Männer vor jeder nähern Verbindung mit ſo vornehmen Statsdamen, die, ſtatt zum Erwerben behülflich zu ſeyn, nur zu verzehren gelernt haben, ſich ſcheuen, und wenn dieſer oder jener es gleichwohl wagt, ſich mit einem ſo koſtſpieligen und prätenſionsvollen Geſchöpfe zu beladen, daß dann am Ende keine ſonderlich glückliche Ehe herauskommt. Geſetzt aber auch, daß ein Frauenzimmer vernünftig genug iſt, um als Hausfrau und Gattinn allen dieſen Angewöhnungen mit gutem Willen zu entſagen; ſo wird ſie es doch je zu weilen ihrem

Manne zu verstehen geben, daß sie seinetwegen so viel aufgeopfert hat; sie wird es wenigstens fühlen, daß sie Tugend übt, und das taugt nicht. Es ist nicht gut, daß sich unsre Töchter so manches angewöhnen, was sie, in der Folge, sich meistenfalls wieder abgewöhnen müssen, und daß wir es ihnen so schwer machen, sich in Zukunft vernünftig zu betragen, mit ihren Männern und mit ihrer Lage ganz zufrieden und glücklich zu seyn! Es ist vielmehr recht sehr zu wünschen, daß ein junges Mädchen in ihrem Mädchenstande nicht zu bequem und vornehm gehalten, und es ihrem künftigen Manne etwas leichter gemacht werde, auch bei mäßigen Umständen, es ihr eben so gut, und lieber noch besser zu geben, als sie gewohnt war. Es läßt sich viel leichter hinauf als hinunter steigen. Mir deucht daher, die alte Regel: daß man sich erst etwas erarbeitet und verdient haben müsse, ehe man sich gütlich thut, sollte nicht so ganz in Vergessenheit gerathen. Diejenigen

Mädchen, die in ihrem ledigen Stande am wenigsten verwöhnt sind, und am wenigsten glänzen, werden gemeiniglich die besten und glücklichsten Frauen. . .

Hier hielt die Seniorinn inne, und nach einer kurzen Pause fuhr sie fort, indem sie sich die Stirne rieb, ich fühle, daß das anhaltende Reden meinen Kopf zu sehr angreift; ich denke ja auch, um unsre gute Hofräthinn zu bekehren, ist das Gesagte hinreichend, und das ist mir genug. Was sonst noch fehlt oder nicht deutlich genug von mir aus einander gesetzt ist, wird eine von Ihnen, in einer unsrer folgenden Zusammenkünfte, mir zur Liebe, wohl noch hinzusetzen, oder weiter ausführen.

Die Hofräthinn B. versprach nun noch der Seniorinn, mit gerührtem Danke, daß sie ihren Rath befolgen, und ihre Tochter bei sich behalten wolle, und alle anwesenden Matronen bezeugten ihr ihren ungetheilten aufrichtigsten Beifall.

VI.

Gamaliel.

Gamaliel, der berühmte Gesetzlehrer, und Vorsteher des hohen Rathes der Juden, saß täglich in der Halle des Tempels, und lehrete seine um ihn zahlreich versammelten Schüler. Sie kamen von Morgen und Abend um ihn zu hören, und die größten Schriftgelehrten rühmten sich, zu seinen Füßen gesessen zu haben: denn es war keine fremde Weisheit, die aus seinem Munde ging. Die Wahrheit, die er lehrete, war in seinem Herzen empfangen, und aus seinem Geiste geboren; sie war der reinste Abdruck und der treuste Widerhall seiner lebendigsten Ueberzeugungen und Empfindungen.

So

Bayerische Staatsbibliothek München

So saß er eines Tages mitten unter seinen Schülern, und aus seinem Munde flossen liebliche Lehren. Die schöne Abihail, hob er an, — ihr kennt sie ja, die schöne Tochter Eliabs — ist sehr unglücklich; sie hat ihre himmelblauen Augen ganz verweint, und ihre rosenfarbenen Wangen sind fast blaß worden: denn Eliab, ihr Vater, will, daß sie Abadonnas Weib werde. Abadonna ist ein reicher Jüngling, voll Kraft und großer Fähigkeiten, aber sein Herz weiß noch nichts von Liebe. Hätte er das Antlitz der Abihail nur einmal ohne Schleier gesehen, und den Zauber ihrer Stimme auch nur von Ferne vernommen, er würde sie lieben, mehr lieben, als alle Schätze der Welt. Aber nun haben seine Augen niemals ihre Reize gesehen, seine Ohren haben die Melodie ihrer Stimme nicht gehört, er hat noch nie die Seligkeit der Liebe empfunden. Zwar nennt er die Abihail seine Braut, seine Geliebte; allein er hat kein Verlangen sie zu

sehen; er rechnet sich, wenn er seine Wahl rechtfertigen will, nur immer ihre Schätze vor, und rühmet nicht sie selbst, sondern ihre reiche Morgengabe nnd noch reichere Erbschaft.

Darum ist die schöne Abihail so unglücklich, und will sich nicht trösten lassen. Warum, klagt sie täglich, soll ich Abadonna's Weib werden, da er mich nicht liebt, und mit seinen Bewerbungen nicht mich, sondern nur meine Mitgift meinet? Mag er immerhin die Morgengabe nehmen, und alle Heerden meines Vaters erben, aber ich, ich kann nicht die Seinige werden. Dieß Herz will reine ungefärbte Liebe.

Was dünkt euch nun, meine Söhne! ist Abadonna ein wahrer und würdiger Liebhaber der Abihail? Ist sie keiner bessern Liebe werth, oder — ihr kennt sie ja — verdient sie es, um ihrer selbst willen geliebt zu werden?

Um ihrer selbst willen, riefen alle einstimmig! Abadonna ist ihrer nicht werth, der Un-

würdige! er kann bloß rechnen, aber nicht empfinden. Die schönsten und seligsten Gefühle des Herzens sind ihm fremde.

Wohlan denn, meine Söhne, fuhr hier Gamaliel, mit erhöhter Stimme, fort; so lernet hieraus, wie ihr die Weisheit lieben müsset, wenn ihr ächte Schüler derselben, und ihrer Gegenliebe werth seyn wollet. Nicht der Ehrenname des Weisen, nicht die Geschenke und Gaben, welche sie ihren Verehrern ertheilet, sondern sie selbst muß euch um ihrer selbst willen lieb, und der Gegenstand eurer Bestrebungen seyn!

Wer die Weisheit nur um ihrer schönen Früchte willen liebt, oder Gott des gelobten Landes und des Himmels wegen verehrt, dessen Liebe zu Gott und zur Weisheit ist nicht besser, als Abadonna's Liebe ist.

So sprach Gamaliel, und wer noch wähnet, daß er ein wahrer Freund der Tugend, und ihrer schönsten Belohnungen werth seyn

könne, ohne daß er sie um ihrer selbst willen liebt und verehrt, der lese die Geschichte der Abihail nnd des Abandonna.

Es ist zwar möglich, und in der That sehr oft der Fall, daß, wie mancher auf seine künftige Geliebte und ihre Vorzüge, zuerst durch ihre reiche Mitgabe, also auch der Tugendfreund auf die Tugend und ihren innern Werth zuerst durch ihre lieblichen Früchte aufmerksam werde; aber mehr Antheil darf die Mitgift oder die Erbschaft nicht an den Bewerbungen ihrer Verehrer haben. Sie ist in sich selbst zu schön und liebenswürdig, um fremden Zwecken dienstbar zu seyn. Wer sie zur Dienstbarkeit erniedrigen, und sie bloß als Mittel gebrauchen will, um fremde Götzen damit zu gewinnen, der ist kein wahrer Verehrer der Tugend, sondern verdienet als ein unwürdiger abgewiesen zu werden, und ewig vor ihrer Schwelle zu harren. Das Bild und die Ueberschrift der Vernunft und ihrer schönen Tochter, der Tugend,

ist: Du sollst keine andern Götter haben neben mir.

Behalten wir das obige Gleichniß und die Auslegung im Gedächtnisse: so wird uns folgende Entwickelung dadurch vielleicht deutlicher werden.

Ich, der Mensch, werde in mir drei ganz verschiedene Grundkräfte und daraus hervorgehende Bestrebungen gewahr, Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, und diese drei sind Eins; sie machen zusammen nur Einen Menschen, oder eine Person, aber sie sind von einander verschieden in ihrer Natur, in ihren Bestrebungen und Wirkungen.

Das erste Vermögen, die Sinnlichkeit, die ich mit den Thieren gemein habe, ist aus dem Fleische geboren, daher auch fleischlich gesinn't, und gehet bloß auf das Angenehme, was meinen fünf Sinnen gefällt. Sie kennt und fodert bloß Sinnenlust, und will das Angenehme, nicht darum weil es gut und pflichtmäßig,

sondern bloß darum, weil es ihr angenehm ist, und Lust gewähret. Dies ist der natürliche Mensch, er vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Thorheit, und er kann es nicht erkennen.

Das zweite Vermögen, der Verstand, ist nur Mittelsperson, und als bloßer Rechenmeister nur fremden Zwecken, den bösen, wie den guten dienstbar. Sein ganzes Geschäft ist, auszumitteln, was klug und was thörigt, was förderlich oder hinderlich ist.

Das dritte Vermögen, die Vernunft, hinwiederum ist, so wie die Sinnlicheit, selbstständig, und hat ihre eignen Zwecke. Ihr Ziel ist das Wahre, das Gute und Schöne; und hiezu bedarf sie keiner fremden Beihülfe, eben so wenig als die Sinnlichkeit des Vernunftgebotes bedarf, um das sinnlich Angenehme zu wollen und zu bewirken. Sie verschmähet vielmehr alle fremdartige Hülfe, und ist sich selbst genug. Sie will das Gute, und liebt das Wah-

re und Schöne darum, weil es gut und wahr und schön ist. Wer ihre Liebe zum Guten und Schönen durch die von der Sinnlichkeit entlehnten Vorstellungen des Angenehmen beleben und verstärken oder auch nur damit vermischen will, der entehrt und beleidigt sie; so wie der Liebhaber, der sich um seine Geliebte nur der Mitgabe wegen bewirbt, oder seine Liebe zu ihr auch nur durch die Vorstellung ihrer reichen Morgengabe und Erbschaft beleben und verstärken muß, um nicht kalt und abtrünnig zu werden, sie damit beleidiget, kein wahrer der reinen Gegenliebe würdiger Liebhaber ist.

Auf die Frage: was soll ich thun? Nach welcher Regel soll ich handeln? Nach welchem Ziele streben? antwortet die Sinnlichkeit: das was dir angenehm ist, sollst du thun, nach den Eingebungen deiner Begierden sollst du handeln! dein Ziel und dein höchstes Gut sey Sinnenlust!

Der Verstand sieht mehr auf die Dauer, räth Auswahl und Klugheit an, und räth uns,

das Höhere, das Bessere und Edlere, was mich allein über die Thiere erhebt und zum Menschen macht, in mir herrschen lassen. Das Höhere, das Edlere und Bessere in mir ist aber die Vernunft. Wer also ihre Vorschriften nicht anerkennet, wenn ihre Gebote nicht schon darum, weil sie Vernunftgebote sind, heilig und befolgungswerth sind; wer es auch nur für nöthig erachtet, sich zur Befolgung ihrer Gebote durch fremdartige, von der Sinnlichkeit hergeleitete Bewegungsgründe zu ermuntern: der entwürdiget seine höhere Natur, und beweiset damit, daß ihm seine Thierheit noch lieber als seine Menschheit, oder wenigstens, daß der bessere Mensch in ihm noch viel zu schwach, und seine Liebe zur Tugend noch sehr unlauter ist.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Röper, Friedrich Ludwig

Versuche zur Beförderung wahrer Lebensweisheit

Bd.: 1

Berlin 1803

Ph.pr. 1027-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041683-2